

Gesetzes- u. Verordnungsblatt

der
Evangelischen Landeskirche in Baden

Ausgegeben

Karlsruhe, den 4. Juli

1962

Inhalt:

Bekanntmachung: Bescheid auf die Verhandlungen der Bezirkssynoden der Jahres 1960

	Seite		Seite
Vorbemerkung	41	21. Evangelische Akademie Baden	67
1. Die Kirche und der Mensch von heute:		22. Kirchenblätter	68
a) Die neue Situation	42	23. Gemeinde- und Jugendbüchereien	69
b) Neubesinnung	43	24. Gemeinschaften und Freikirchen	69
2. Gottesdienstbesuch	44	25. Sekten	70
3. Gottesdienstordnung	46	26. Verhältnis zur katholischen Kirche; Mischehenfrage	70
4. Gesangbuch	48	27. Heimatvertriebene und Flüchtlinge	72
5. Besondere gottesdienstliche Feiern; Feste	48	28. Religionsunterricht	73
6. Wochengottesdienst und Bibelstunde	49	29. Religionspädagogische Arbeitsgemeinschaften	74
7. Heilige Taufe	51	30. Konfirmandenunterricht und Konfirmation	75
8. Heiliges Abendmahl	52	31. Jugendarbeit	76
9. Trauung	54	32. Kindergärten; Krankenpflegestationen	77
10. Beerdigung	55	33. Bauwesen	78
11. Christenlehre	56	34. Opferwilligkeit	78
12. Kindergottesdienst	57	35. Kirchliche Lebensordnung; Kirchenzucht	79
13. Schulgottesdienst	58	36. Kirchliche Wahlordnung	80
14. Kirchenmusik	59	37. Kirchenälteste, Ältestenkreis, Kirchengemeinderat	80
15. Nebeneinander von Werkarbeit und Wochen- gottesdienst	61	38. Gemeindeversammlung	81
16. Männerarbeit	61	39. Freiwillige Hilfskräfte	82
17. Frauenarbeit	62	40. Nachwuchs für den kirchlichen und diakoni- schen Dienst	83
18. Pflege der Gemeinschaft	63	Schlußbemerkungen	83
19. Seelsorge	64		
20. Volksmission	66		

Bekanntmachung

* Bescheid auf die Verhandlungen der Bezirkssynoden des Jahres 1960

OKR. 15. 6. 1962

Az. 12/2

Vorbemerkung:

Die ordentlichen Tagungen der Bezirkssynoden des Jahres 1960 haben zwischen dem 8. Juli (Freiburg) und dem 7. Dezember (Durlach, Müllheim, Neckarbischofsheim, Neckargemünd) stattgefunden. Die Verhandlungen nahmen, soweit aus den Protokollen ersichtlich, in allen Kirchenbezirken einen würdigen und harmonischen Verlauf. Auch wo Meinungsverschiedenheiten bestanden, wurden sie in brüderlichem Geiste ausgetragen. Aus einigen Protokollen geht hervor, daß die Besprechungen anregend und lebhaft waren, andere sprechen sich über den Verlauf der Tagung nur wenig aus, so daß nicht auszumachen ist, ob nur das Protokoll oder auch die Aussprache selbst mager war. Zwei

Kirchenbezirke verzichteten überhaupt auf eine Diskussion, was weder im Sinn der Sache ist, noch der schweren Arbeit der Hauptberichterstatter gerecht wird. Die Grundordnung unserer Landeskirche bestimmt in ihrem § 73:

„Die Bezirkssynode hat die Aufgabe, für ihren Bezirk ein Gesamtbild der für Auftrag und Arbeit der Kirche wichtigen Vorgänge und Zustände zu gewinnen, dazu Stellung zu nehmen und Anregungen zu geben.“

Diesen hohen Auftrag kann eine Bezirkssynode nur in einer gründlichen Aussprache erfüllen. Daher erneut unsere Bitte an die Dekanate, ordentliche Tagungen von anderen Beratungsgegenständen freizuhalten.

Einige Hauptberichte bemängeln, daß die vorliegenden Pfarramtsberichte mehr als knapp, teil-

weise reine Statistiken waren. Auf die Länge des Berichts kommt es gewiß nicht an. Aber wenn die Bezirkssynode sich ein rechtes Bild von der Problematik machen soll, die für das heutige kirchliche Leben symptomatisch ist, und wenn der Hauptberichterstatte dies Bild der Bezirkssynode vormalen soll, wie kann er das tun ohne die Farben, ohne die Lichter und Schatten, die ihm aus den Gemeinden gereicht werden? Wohl ist ein Zeitraum von 3 Jahren zu kurz, als daß sich entscheidende Wandlungen in der Kirche vollziehen könnten, aber er ist groß genug, um alte Probleme und neu auftauchende Fragen der Überlegung und Aussprache darzubieten. So ist denn auch eine ganze Reihe von Anregungen mit den Hauptberichten eingegangen, die den zuständigen Referenten des Oberkirchenrats bzw. den zuständigen synodalen Kommissionen zur Bearbeitung weitergeleitet wurden. Es liegt uns sehr am Herzen, allen zu danken, die mitgeholfen haben, die Tagungen fruchtbar zu gestalten. Unser besonderer Dank gilt den Hauptberichterstatte für ihre mühevollen Arbeit. Sie schreiben alle ein Stück lebendige badische Kirchengeschichte.

Heute schon haben wir einige Bitten an die Bezirkssynoden des Jahres 1963. Die Hauptberichte möchten in einer guten Form, möglichst geheftet, vorgelegt werden und die Protokolle in Schreibmaschinenschrift. Die Pfarramtsberichte und die Hauptberichte möchten sich an das vom Evang. Oberkirchenrat vorgeschriebene Schema halten. Beides erleichtert den Berichterstatte und der Kirchenleitung die Arbeit. Außerdem regen wir an, auch die Gemeindedienste sowie die Klinikpfarrer und Studentenpfarrer zur Äußerung aufzufordern. Auch eine kurze Stellungnahme der Religionslehrer zu den einschlägigen Punkten ist sehr erwünscht. Schließlich bitten wir die Berichterstatte, den Gegenständen der Verhandlung erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken, von denen in diesem Bescheid eingehender Bericht gewünscht wird.

1. Die Kirche und der Mensch von heute

a) Die neue Situation

Wenn man das Fazit aus allen Hauptberichten zieht, wird deutlich, daß wir vor einer neuen geistig-geistlichen Situation stehen. Der Zeitraum der letzten 15 Jahre nach dem zweiten Weltkrieg war durch äußeren und vor allem inneren kirchlichen Aufbau gekennzeichnet. Die Kirche hat eine verheißungsvolle theologische Neubesinnung erlebt. Auf Kirchentagen, Akademien, oekumenischen Konferenzen und Synoden wurden vielerlei Fragen und Probleme durchdacht, Lösungen gesucht oder gefunden. Rundfunk und Presse versagten ihre Mithilfe nicht. In den Gemeinden wurde unendlich viel gearbeitet. Einzigartige Gelegenheiten wurden genutzt und verheißungsvolle Ansätze sichtbar, zumal sich die Kirche öffentlicher gesellschaftlicher Achtung erfreute.

Dieser Zeitraum scheint sich seinem Ende zuzuneigen. Die beiden Partner, um die es hier geht, die

Kirche und der heutige Mensch, sind in Wandlung begriffen. Die Kirche, indem die Kraft ihres Zeugnisses nachgelassen hat und der diakonische Dienst der Liebe erkaltet. Dafür hat sich Müdigkeit und Resignation eingeschlichen und die große Gefahr eines routinemäßigen Betriebs. Des sind alle Berichte Zeugen. Aber auch der heutige Mensch hat sich geändert. Er entfernt sich mit großen Schritten von der Kirche, die ernsthaft nur von einem kleinen Personenkreis getragen wird. Wo die Zweckmäßigkeit und der Wohlstand groß geschrieben wird, wird die Wahrheitsfrage, die Frage nach Gott, klein geschrieben. Sie sind sicher noch vorhanden, diese Fragen; aber sie sind verdeckt. So sind auch noch viele Fragen an die Kirche da, aber sie sind gemischt mit ebensoviel Kritik. Jedenfalls ist es zu der so sehr erhofften „Stunde der Kirche“ nicht gekommen, und wir haben allen Grund zu prüfen, wo der Fehler steckt, zumal wir von demselben Bazillus infiziert sind wie die Menschen um uns herum. Wir haben kein Recht zu richten oder zu klagen, sondern vielmehr die Pflicht, den heutigen Menschen in seiner Situation in brüderlicher Gesinnung und ohne falsche Ressentiments zu verstehen und den Ursachen seiner Entkirchlichung in eigener Selbstprüfung nachzuspüren.

Wir haben wohl noch zu wenig erkannt, welche totale Revolution die Industrialisierung und Technisierung für die moderne Gesellschaft mit sich gebracht hat. Die Folgen zeichnen sich mit jedem Tag deutlicher ab, gleicherweise für alle Menschen in Dorf und Stadt. Alte Lebensformen zerbrechen. Dorf und Stadt verlieren ihren Charakter. Die Struktur des Dorfes, bisher noch leidlich intakt, wandelt sich. Wo noch vor wenigen Jahren der Pflug durch den Acker zog, stehen heute Bagger und Baukräne. Wochenendhäuser und Fabriken, Straßen und Autobahnen entstehen. Zwölf Millionen aus den Ostgebieten waren unterzubringen. Neue Industrieanlagen mußten errichtet werden. Eine solche Entwicklung kann weder verhindert werden, noch mag sie im großen ganzen gesehen bedenklich sein. Bedenklich ist sie nur für die Dörfer selbst, da nachgewiesenermaßen im Bundesgebiet täglich vier Bauernhöfe verschwinden. Die Folgen liegen auf der Hand: Abwanderung der jungen Generation in die Industriearbeit, Arbeitermangel in der Landwirtschaft, Technisierung des bäuerlichen Betriebs, Überforderung und Übermüdung der Bauern und Bäuerinnen in oft 16-stündiger Tagesarbeit und Sonntagsarbeit. Wie soll bei einer solchen Entwicklung nicht alles Not leiden? Gewiß gibt es noch echte Frömmigkeit und gute christliche Sitte auf dem Dorf, aber die Wandlung des Dorfes hat notwendig eine Aushöhlung der Sitte im Gefolge und einen Abfall von der christlichen Gesamthaltung. Das ist in den Familien spürbar, das wirkt sich in der Sonntagsheiligung und im Gottesdienstbesuch aus. Nüchtern und barmherzig muß man dieser Tatsache ins Auge schauen.

In der Stadt und in der industriellen Arbeit ist die Wandlung seit Jahrzehnten im Gang, nimmt aber heute schon wieder neue Formen an. Die kostspieligen Maschinen und andere technische Ein-

richtungen verlangen möglichste Ausnützung. Der Mangel an Arbeitskräften verlockt oder zwingt immer mehr dazu, daß dafür geeignete Industriebetriebe nach der Arbeit der Frau greifen. Von 100 Beschäftigten sind heute in der Bundesrepublik etwa 34 Frauen. Überarbeitung und Erschöpfung können nicht ausbleiben, wenn eine solche Frau die Abende und die Sonntage ausnützen muß, um ihren hausfraulichen Pflichten nachzukommen. Können wir dieses überdrehte Rad zurückdrehen? Wo bleibt da noch Zeit für den Feierabend, für die Stille, für die Hausandacht, für das Gebet, für den Gottesdienst? Dabei haben wir bisher nur von der industriellen Arbeit gesprochen. Auch die Stadt als solche hat ihre alte Gestalt verloren. Sie ist eine Mischung von Hochhäusern und Wohnblocks, von Warenhäusern und Fabriken geworden. Wo ist da noch eine geistige Mitte, eine Seele? Wie soll da Gemeindeleben entstehen, wenn der Mensch derart enturzelt ist und nicht mehr zu Hause ist, am Werktag im Betrieb und am Sonntag auf Achse. Er ist in der Auswanderung begriffen aus seiner früheren „Gemeinde“, die Dorf und Kirche, Stadt und Kirchengemeinde zugleich war.

Die Unruhe und die damit verbundene nervöse Geschäftigkeit unserer Tage darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß die meisten Menschen innerlich in Not sind, ratlos und hilflos und in starker innerer Isolierung, daß sie von Lebensangst, von der Angst vor der Zukunft erfüllt sind. Dieser „autonome mündig gewordene Mensch“ (Bonhoeffer) ist gar nicht so autonom, wie er sich gibt. Nachdem ihm der naive Fortschrittsglaube gründlich zerstört ist, nachdem sich ihm politische Ideologien als Trug erwiesen haben, sehnt er sich im Grunde nach Sicherung, auch auf religiösem Gebiet, und sucht eine Autorität, an der er sich festhalten kann: Hat vielleicht die Kirche das rechte Wort für seine Zeit, für seine Ehenot, für seine Angst? Ein Bericht (Karlsruhe-Stadt) erinnert mit Recht an das Wort Melanchthons vom „herzlichen Erbarmen über die Entfremdeten“. Wir sind dankbar für dieses Wort; denn nur so können wir dem heutigen Menschen recht begegnen und in ernster Selbstbesinnung unser kirchliches Handeln neu gestalten.

b) Neubesinnung

Zuallererst muß sich die Kirche mit aller Entschlossenheit auf ihre eigentliche Aufgabe der Verkündigung besinnen. Sie mag auch noch andere Aufgaben haben, ihre zentrale ist und bleibt die Verkündigung des Evangeliums in dieser Welt. Anderes kann von anderen übernommen und von ihnen vielleicht besser ausgeführt werden. Aber eines kann uns niemand abnehmen: die Bezeugung des Evangeliums. Geschieht die mit wirklicher Vollmacht und in der Gewißheit missionarischen Dienstes? Oder sind wir auch vom allgemeinen Skeptizismus angefressen? Wir sollten „Botschafter an Christi Statt“ sein mit dem ganzen starken Sendungsbewußtsein eines solchen. Aber die Not liegt in unserer Müdigkeit, in unseren eigenen Zweifeln. Doch so kann man nicht predigen, jedenfalls nicht glaubwürdig. Viel Kritik an der

Kirche trifft hier auf einen wunden Punkt. Wir müssen uns ihr stellen, ohne Illusionen und Ausweichen. Wie will denn eine Kirche den Menschen von heute ansprechen, wie will sie missionarisch in die Welt vorstoßen und als Gemeinde Christi in der Welt des 20. Jahrhunderts wirken, wenn im Zentrum des Auftrags, in der Verkündigung, bei uns Predigern Zweifel und Anfechtungen herrschen, die uns nicht zu einem fröhlichen Zeugnis kommen lassen! Freilich muß Gewißheit und Freudigkeit von Gott geschenkt werden. Aber ob wir uns bemüht haben um die rechte Ausrichtung unseres Botschafterdienstes, danach werden wir einmal gefragt werden. Wir werden endlich Ballast abwerfen müssen. Wir haben nicht den Auftrag, Manager und Funktionäre der Gemeinden zu sein und damit wertvolle Zeit zu verträdeln, sondern unsere Aufgabe ist, Gottes gutes, liebes, heiliges Wort auszubreiten. Alles, was diesem Auftrag dient, ist recht und wichtig; und alles, was daran hindert, diesen Auftrag in Fleiß, Gründlichkeit und Treue zu tun, muß aufhören. „Wir sollten lassen, was nicht unseres Amtes ist“ (Baden-Baden). Manche Klagen überbürdeter Amtsbrüder würden dann verstummen. Über allem Vielerlei dürfen wir das Wichtigste nicht vergessen: die Stunde der Stille, des Gebets und der Besinnung, wo wir empfangen, was für die Verkündigung notwendig ist.

Was uns aber noch mehr bedrückt und was das bußfertige Urteil der Kirche über sich selbst am deutlichsten aussprechen muß, ist das Fehlen lebendiger Gemeinden. Hier wird die tiefste Not der gegenwärtigen Situation sichtbar. Sie hängt irgendwie mit der Verkündigung zusammen. Wenn es ihr an Kraft mangelt, erlahmt das geistige und geistliche Leben in der Gemeinde. Dann fehlt die Leuchtkraft, die Überzeugungskraft, die Liebeskraft. Daher kommt es, was manche Berichte feststellen, daß die kirchliche Verkündigung und die Formen kirchlichen Lebens den Fernstehenden wie Archaismen, wie Requisiten oder Reliquien aus uralter Zeit erscheinen und daß viele wertvolle Menschen unserer Tage trotz ihrer religiösen Sehnsucht keinen rechten Zugang zur Kirche finden. Sie verharren in einer freundlich abwartenden Haltung, in wohlwollender Neutralität. Über diese Not mangelnden inneren Lebens in der Kirche läßt sich nicht viel sagen. Es ist eine Krankheit der ganzen europäischen Christenheit und betrifft alle Kirchen gleicherweise. Eine ganze elementare Neubesinnung muß hier einsetzen: Erneuerung der Gemeinde gibt es nur als Wirkung des Heiligen Geistes. Wenn sie eine Folge des Schweißes und Fleißes unserer Pfarrer wäre, müßten wir blühende und lebendige Gemeinden haben. An unserer Aktivität, an unserer organisatorischen Einsatzbereitschaft hat es gewiß nicht gefehlt. Aber sie hat ihre Grenzen. Was Gott nicht als Gabe seines Geistes gibt, das schaffen wir nicht mit unserer Kraft und mit keiner noch so hektischen Bemühung. Der Augenblick ist längst gekommen, wo wir um eine echte Erweckung mit allen Herzen und Händen beten müssen. Es ist nur noch das ernstliche, täg-

liche, bußfertige Gebet am Platze um Vergebung, Reinigung und Erneuerung der Kirche, in das wir uns selbst zuerst einschließen müssen. Ein Gebet, das allezeit der Erhörung gewiß sein darf.

Dies ernste Gebet entbindet uns freilich nicht davon, in ernster Besinnung nach Wegen und Formen zu suchen, das Evangelium dieser anders gewordenen Welt und dem modernen Menschen anzubieten. Das verlangt von der Kirche Biegsamkeit ihrer eigenen Strukturformen. Es darf festgestellt werden, daß der Kirche in der Tat viele neuen Ideen geschenkt worden sind und daß sie sich um ein neues Verhältnis zur soziologisch gewandelten Umwelt mit Fleiß und nicht ohne Erfolg bemüht hat. Wir meinen damit nicht äußere Anpassung, noch weniger darf der geringste Abstrich am Wahrheitsgehalt des Evangeliums gemacht werden. Die Kirche kann, wenn sie sich in eine von Grund auf geänderte Situation gestellt sieht, nichts anderes tun, als diesen Strukturwandel mit ihrem Auftrag zu konfrontieren und sich in allen Planungen von der Heiligen Schrift leiten zu lassen.

Unter diesen Aspekten machen wir uns folgende Gedanken:

Wenn es uns nicht gelingt die Großstadt-Gemeinden zu verkleinern, wird keine echte Gemeindebildung möglich sein. Der Mensch in seiner Isolierung sucht eine Gemeinschaft, eine Geborgenheit, von der Wärme, Fürbitte und tragende Kraft ausgehen. Findet er das in der kühlen Atmosphäre unserer „Mammut“-Gemeinden? Um eine umfassende „Lebensherberge“ einer Gemeinde bieten zu können, praktische Lebenshilfe und mitmenschliche Gemeinschaft als echte „Samariterdienste“, dazu braucht es zuerst die notwendigen Räume für das Zusammenkommen der Gemeindeglieder. Außerdem ist eine Überschaubarkeit der Gemeinde und vor allem eine ganz neue Aktivität unserer Gemeindeglieder notwendig. Sie haben sich so daran gewöhnt, von ihrem Pfarrer bedient zu werden, selbstverständlich auch von einem Vikar und einer Gemeindegemeindegliedehelferin, von Diakonissen und Kindergärtnerinnen, daß ihnen selbst zu tun nichts mehr übrigbleibt. Von allen Verpflichtungen haben sie sich durch die Kirchensteuer losgekauft und delegieren auch die Liebe an die dafür Angestellten. So ist unser Gemeindeleben in beängstigender Weise „veramtet“, ohne Verständnis für den gliedhaften Dienst. Je größer eine Gemeinde ist, desto offensichtlicher tritt dieser Schaden zu Tage.

Ob ein lebendiger Puls in einer Gemeinde schlägt, das merkt man in der Gemeindeversammlung. Davon wird weiter unten mehr zu sagen sein; hier nur so viel, daß es für heutige Verhältnisse nicht mehr denkbar ist, daß sich die Gemeinde nicht zu gemeinsamen Gesprächen und Vorträgen versammelt. Glieder einer Gemeinde wollen wie Glieder einer Familie über alle sie bewegenden Fragen sprechen, Fernstehende wollen fragen können.

Es geschieht viel in der Kirche, viel an Vielen — aber von Wenigen. Das ist ein Notstand, daß wir

es nicht verstehen, Verantwortung auf viele Schultern zu legen. Es ist die Frage, wie wir freiwillige Mitarbeiter gewinnen, auch aus den Kreisen der Neutralen und Randsiedler. Eine bestimmte Verantwortung verpflichtet. Es sind immer noch Menschen zu finden, die sie gerne übernehmen. Im besonderen alle volksmissionarischen Aufgaben oder Besuchsdienste bei den Neuzugezogenen gehören in die Hand solcher Helferkreise. Die „mancherlei Gaben“ sind da. Sie müssen nur geweckt und einander zugeordnet werden.

In unserer Zeit tiefgreifender Wandlungen gehört es zu den neuen Verpflichtungen der Kirche, daß sie das wachsende Heer der Kur- und Erholungsgäste in Heilbädern und Ferienorten aufsucht. Gerade das Gebiet unserer Landeskirche ist ein bevorzugtes Reise- und Erholungsgebiet. Alle Berichte aus den Schwarzwald-, Odenwald- und Bodensebezirken stimmen darin überein, daß sich hier eine einmalige außergewöhnliche Gelegenheit bietet, die die Kirche nutzen muß. Der Feriengast oder Patient ist aus der Hast und Last seines Alltags herausgelöst; er hat Muße und Zeit, sein Leben zu überdenken. Er ist, wie selten sonst, bereit, über sich, über Gott und Welt nachzudenken und auf das tröstende und mahnende Gotteswort zu hören. Er kommt gerne zu den Abenden, wo brennende Lebensfragen, vor denen er sonst ratlos steht, in aller Nüchternheit und doch zugleich mit großem Ernst besprochen werden, und er läßt sich willig zum Gottesdienst der Gemeinde weiterführen. Hier wartet ein eminent wichtiger volksmissionarischer Dienst auf uns.

Die Frage der „Spezialpfarrämter“ ist zu prüfen. Sie sind in erster Linie da nötig, wo Menschen aus ihrer Ortsgemeinde herausgerissen (Krankenhäuser, Kasernen, Gefängnisse), durch ihre Verkündigung nicht erreicht werden können. Ebenso wichtig erscheint uns, geeignete Theologen in die jungen Kirchen Asiens und Afrikas abzugeben. Nach wie vor aber bleibt für uns die Ortsgemeinde der wichtigste Frontabschnitt. Der Gemeindepfarrer, der Prediger des Evangeliums, trägt auf seinen Schultern die eigentliche Verantwortung der Kirche in der Gegenwart. Daß er seiner Gemeinde den lebendigen Christus bezeugt in Predigt, Amtshandlung und Unterweisung, das ist entscheidend.

Die Zeit wandelt sich und mit ihr der Mensch. Wir sollten uns dadurch nicht verwirren lassen. Ein Christ muß auch warten können auf Gottes Zeit und Stunde. Unser Auftrag bleibt heute und morgen derselbe: das lebendige Zeugnis vom Reich Gottes in Wort und Tat. Wir sollten dabei an das Wort des Johannes Chrysostomos denken: „Die Zeiten ändern sich; unser Ziel bleibt, daß es wohlstehe um den Acker Gottes.“

2. Gottesdienstbesuch

In fast allen Berichten liegen kritische Äußerungen über das bei uns übliche Zählsystem vor, wie überhaupt über das Schema der statistischen Nachweisungen, das, für unsere Landeskirche an-

gewendet, zu einer Quelle von Fehlern und Selbsttäuschungen werden kann (Emmendingen). „Wenn schon Zählung, dann sonntäglich“; um der Genauigkeit und Wahrhaftigkeit willen stimmen wir diesem Votum von Neckargemünd zu.

Nach der jetzigen Zählweise bewegt sich der Gottesdienstbesuch im Landesdurchschnitt immer noch um die 11 %. Dem Absinken steht auch eine Zunahme gegenüber, besonders da, wo der rechte gottesdienstliche Raum geschaffen werden konnte (Karlsruhe-Stadt) und oftmals da, wo Pfarrwechsel war (Lahr). Irgendwie wird deutlich, daß der Gottesdienstbesuch entscheidend von der Predigt abhängt und daß wir gut daran tun, den Dienst der Verkündigung nach allen Seiten hin immer neu zu durchdenken. Von der äußersten Peripherie bis ins innerste Zentrum gehen die diesbezüglichen Bemerkungen in den Berichten, ein Zeichen, wie das Problem uns beschäftigt. „Eine kurze und lebendige Predigt ist allgemein beliebt“ (Sinsheim). „Nicht allzu große Länge der Predigt und Lebendigkeit ist unbedingt erforderlich. Daraus ergibt sich, daß eine feierlich getragene Sprache heute unmöglich ist“ (Neckarbischofsheim). Der Gottesdienstbesuch steht und fällt mit der lebendig gestalteten und in die Entscheidung rufenden Predigt. Die Gemeinde erwartet die Übersetzung des Gotteswortes in ihre Welt. „Sie will da angesprochen sein, wo sie lebt“ (Neckargemünd). Mit Meditationen und Exegesen predigt man die Kirche leer. So fragt auch Pforzheim-Stadt, ob die Ursache des schlechten Gottesdienstbesuchs in unserer starr gewordenen Gottesdienstform oder darin zu suchen sei, daß Zeugnis und Verkündigung im Gottesdienst auf den Pfarrer beschränkt ist. In diesem Zusammenhang finden sich Bemerkungen über die im Rundfunk gesendeten Andachten und Gottesdienste, die positiv für unsere Kranken bewertet werden, „die sich aber negativ auf den Gottesdienstbesuch auswirken können, wenn sie als Ersatz angesehen werden und zu einem unverbindlichen Christentum führen, das nur in den eigenen vier Wänden praktiziert wird“ (Karlsruhe-Land, Baden-Baden). „Die Rundfunkberieselung ist gefährlich“ (Lahr). Indem der Gottesdienst sozusagen „frei Haus“ geliefert wird, entsteht für viele ein erwünschtes Alibi; bei der Müdigkeit und Bequemlichkeit der Menschen eine große Gefahr, insbesondere beim evangelischen Predigtgottesdienst. Der Katholik kann eine Messe nicht vor dem Fernsehschirm feiern.

Auf Abhaltungen vom Gottesdienst äußerer Art wollen wir nicht eingehen; sie sind bekannt. Nur ein Gesichtspunkt ist neu: das freie Wochenende. Es hat sich nicht, wenigstens bis jetzt nicht, zugunsten des Sonntags und des Gottesdienstes ausgewirkt. Im Gegenteil: „Dem Gottesdienst ist das lange freie Wochenende abträglich“ (Adelsheim). Der Sonntag ist weithin zum Ausruhtag vom freien Samstag geworden. Nicht nur in kirchlicher, in jeder Beziehung ist das verlängerte Wochenende eine problematische Sache.

Der tiefste Grund für die erschreckend niedrigen Zahlen des Gottesdienstbesuchs ist der, daß die meisten evangelischen Christen nicht mehr wissen, was Kirche, was Gemeinde Jesu Christi, was Gottesdienst überhaupt bedeutet. „Es gibt ‚Protestanten‘, bei denen Dogma ist, daß sie nicht oder selten kommen“ (Adelsheim). „Es sind gute ‚Protestanten‘, aber sie kommen nicht in die Kirche“ (Neckargemünd). „Echte Lebensfragen, die letzten Endes religiöse Fragen sind, liegen vor und fordern Beantwortung. Wir wissen nicht, wieviel durch Rundfunk und Fernsehen, durch Übertragung von Gottesdiensten und Vorträgen angesprochen werden. Man ist weithin interessiert für religiöse Fragen, aber man ist nicht kirchlich“ (Konstanz). Das ist der große Jammer unserer Kirche. Der Freiburger Bericht macht mit Recht darauf aufmerksam, daß wir „die Folgen jahrhundertelanger Irrlehre und Irrpraxis zu tragen haben und daß dagegen alle Praktiken der Einladung sinnlos sind, schon gar nicht von heute auf morgen“. Man hat da und dort—der Anregung des letzten Bescheids folgend—die Gottesdienstzeiten zu ändern versucht, Früh- oder Abendgottesdienste oder späte Vormittagsgottesdienste eingerichtet. Die Erfahrungen sind sehr verschieden. Leider steht das deutliche Urteil von Baden-Baden nicht vereinzelt da: „Trotz Änderung der Zeiten ist alles beim alten geblieben.“ Immerhin haben die Versuche, auch die mißglückten, bewiesen, daß die Gottesdienstzeit für den Gottesdienstbesuch nicht relevant ist. Der Schaden liegt in der Tat tiefer. Im Heidelberger Bericht lesen wir: „In der im Namen Jesu versammelten Gemeinde werden sich die einfänden, denen dieser Name mehr bedeutet als Attrappe, Religiosität und Moralismus. ... Wo der Mensch unserer Tage sich für gut hält und kein Schuldbewußtsein hat, braucht er keine Gnade von Gott. Darum sagt ihm der Name Jesu nichts. Wie soll er sich da zum Gottesdienst bequemen? Viel bequemer ist es doch, seinen Gott in der eigenen Brust zu tragen.“ Der Schopfheimer Bericht ergänzt diesen Gedanken: „Es ist unsere feste Überzeugung, daß, wenn die praesentia Christi im Gottesdienst begriffen und geglaubt würde, daran Kirche und Mensch gesunden würden.“ Falsche Vorurteile versperren den evangelischen Christen den Weg zum Gottesdienst. An ihrer Überwindung geduldig und beharrlich zu arbeiten, die Schönheit und Kraft des evangelischen Gottesdienstes unermüdlich aufzuzeigen, der Verkündigung, als der Hauptsache des Gottesdienstes, letzte Bemühung zuzuwenden — das muß in den kommenden Jahren unsere wichtigste Aufgabe sein.

Wir können aber diesen Abschnitt nicht schließen, ohne an den Tag des Gottesdienstes, den Sonntag zu denken. Es ist kaum ein Bericht, dem man nicht abspürt, wie die Sorge um den Sonntag zentnerschwer auf uns liegt. Eine Stimme für alle: „Die Sonntagsentheiligung greift weiter um sich und ist nicht aufzuhalten“ (Freiburg). Ohne Zweifel: der Sonntag ist gefährdet. Diese Erkenntnis muß schlechterdings alarmierend sein; denn der Griff nach dem Sonntag ist auch der Griff nach

dem Gottesdienst. Wir sprechen nicht von Sport- und Vereinsfesten, die den Sonntag und auch den Gottesdienst zudecken. Das sind Auswüchse, deren man Herr werden kann. Heute stellt sich die Frage viel ernster: Wird der Sonntag in den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wandlungsprozeß, dem sich der heutige Mensch nicht entziehen kann, mit hineingerissen? Gerät er in den allgemeinen Sog der Neugestaltung von Arbeitszeit und Freizeit? Ist diese Bewegung überhaupt aufzuhalten? Oder könnte es sein, daß uns angesichts all der tiefgreifenden Wandlungen neu aufginge, was der Sonntag von Gottes wegen für uns bedeutet? Das Idealbild des „alten“ Sonntags — allenfalls noch auf dem Dorf zu sehen — ist dahin. Der heutige Sonntag ist für 90 Prozent der Menschheit vom Auto geprägt, vom Camping, vom Wintersport. Oder auch von Arbeit. Was sollen wir tun? Angesichts der Wandlung des Sonntags werden wir uns besinnen müssen, wie wir mit dieser Gabe Gottes zu den Menschen kommen können. Sind wir selbst von der Größe dieser Gabe überzeugt, muß uns die Liebe erfinderisch machen (Evangeliumswagen, Autobahnkirchen, Seelsorge in Bädern und Kurorten). Der Mensch heute lebt anders und muß anders leben als die Vorväter, und darum müssen alle unsere Bemühungen um ihn im Zeichen liebenden und helfenwollenden Nachgehens stehen. Der treue Kern der Gemeinde muß wissen, daß der Sonntag als gute Gabe und Ordnung Gottes ganz neu ernst zu nehmen, daß der Herrentag mit dem Gottesdienst zu heiligen ist. Hier geht es um eine exemplarische, um eine vorbildliche „Leistung“ der Christen, um ein „tätiges Zeugnis der Kerngemeinde“ (Rheinbischofsheim). Es geht darum, daß der „Kirchenfremde die ganze Woche hindurch dem Gottesdienstbesucher abspürt, was ihm am Sonntagmorgen geschenkt wurde“ (Heidelberg). Und wir Prediger müssen wissen, daß wir der Gemeinde keine Steine vorsetzen dürfen in Form von exegetischen Versuchen oder literar-kritischen Abhandlungen, sondern daß unsere Gottesdienste Leben und „Auferstehung atmen sollen“ und daß unsere Predigt Ausrufen des Sieges Gottes in Jesus Christus ist, an dem wir teilhaben. Unsere Sonntage und unsere Gottesdienste müssen zu einem magnetischen Kraftfeld werden, das ganz von allein, ohne viel Propaganda, auch den heutigen Menschen anlockt und in seinen Bann zieht.

3. Gottesdienstordnung

Nahezu alle Berichte kommen auf die vorliegenden Probedrucke zur neuen Agende zu sprechen. Diese finden einmütig Anklang. „Wir begrüßen vor allen Dingen den neuen Plan in der neuen Agende, für jeden Gottesdienst eigene Gebetsvorschläge zu machen. Abgesehen davon, daß damit dem Pfarrer eine wesentliche Hilfe zur einheitlichen Gestaltung des jeweiligen Gottesdienstes an die Hand gegeben ist, wird dies doch eine große Bereicherung gerade im Gebetsteil unserer Agende bedeuten“ (Baden-Baden). Dies eine Stimme für viele. Freilich wird auch die Kritik laut mit gutem Recht, zumal Pfarrer und Gemeinden aufgefordert

waren, kritische Urteile, bessere Vorschläge der Liturgischen Kommission einzureichen. Kritische Urteile sind vielfach eingegangen, bessere Gebetsvorschläge selten. Ein Zeichen, wie schwierig es ist, ein Werk zu schaffen, das allen Ansprüchen und Wünschen gerecht werden soll. So einmütig die neue Agende an sich begrüßt wird, so einmütig ist der Wunsch nach freierer und modernerer Sprache. Eine ganz scharfe Forderung wird von Emmendingen vorgetragen: „Stereotype Wendungen und Floskeln am Schluß der meisten Kollektengebete haben radikal zu verschwinden. Das sind bombastische Phrasen geworden, bei denen sich niemand mehr etwas denkt.“ Darum sind neben den strengen, meist altkirchlichen Kollektengebeten, für die allerdings der Lobpreis am Ende alles andere als eine „Floskel“ war, einfache Gebete zur Wahl gestellt, die die gewünschte „Sprache der heutigen Zeit“ (Boxberg) sprechen. Auf manchen Bezirkssynoden wurde auch angeregt, Fürbitten besonderer Art (z. B. für Reisende) in die Hauptgebete aufzunehmen. Dazu konnte sich die Liturgische Kommission nicht entschließen, weil unmöglich an jedem Sonntag jeder Gebetsgegenstand genannt werden kann. Auch wer sich an das Agendengebet hält, will und braucht die notwendige Freiheit für die besonderen Gebetsanliegen seiner Gemeinde. Jedenfalls werden alle einlaufenden Änderungswünsche genau geprüft und, wenn irgend möglich, berücksichtigt. Die Arbeit am ersten Teil der neuen Agende wurde so vorangetrieben, daß ein letzter Entwurf im Mai 1962 der Landessynode vorgelegt und von ihr den Bezirkssynoden zur Stellungnahme überwiesen werden konnte. Im Herbst 1962 wird dann für alle Pfarrer und Ältesten noch einmal Gelegenheit zur Überprüfung sein. So viel kann heute schon gesagt werden, daß um der einheitlichen Linie willen nicht alle Spezialwünsche erfüllt werden können. Es soll eine Agende in die Hand unserer Pfarrer und Gemeinden gelegt werden, die nicht nur für heute und morgen, sondern für längere Zeit gelten und ein geistliches Band werden soll, das unsere Gemeinden in der Gemeinschaft des Evangeliums und im Lobpreis Gottes verbindet.

Was nun die Gottesdienstordnung selbst betrifft, so hat zunächst die Frage der Abkündigungen verschiedene Bezirkssynoden beschäftigt. Nach der von der Landessynode beschlossenen Ordnung ist ihr Platz am Schluß des Gottesdienstes. Wenn nicht unüberwindliche akustische Notwendigkeit zwingt, soll an dieser Ordnung festgehalten werden. Manche befürchten, es würde durch die Länge der Abkündigungen die Predigt „totgeschlagen“. Das muß nicht sein. Viele Mitteilungen können ans „Schwarze Brett“ oder noch besser den Gemeindegliedern auf einem Blatt mitgeteilt werden. Wesentliche Dinge aber, vor allem die Namen der Täuflinge, der Getrauten und Verstorbenen gehören in den Gottesdienst. Sie können ihn nicht stören und auch die Predigt nicht totschiessen. Im Gegenteil: sie stärken die alle umschließende Gemeinschaft und rufen zur vornehmsten Pflicht der im Namen Jesu versammelten Gemeinde, zur Fürbitte. Einer Anregung von Lahr folgend, verweisen

wir gerne auf den entsprechenden Artikel von Professor Westermann in dem Buch „Kritik an der Kirche“. Unsere Meinung ist, daß „Abkündigung“, recht verstanden, auch ein Stück der Verkündigung ist. Im übrigen beschäftigt sich ein Memorandum der Liturgischen Kommission besonders mit dieser Frage.

Mehrfach und in zunehmendem Maße wird die Frage des Wortlauts des Segens und die Gebärde der zum Segnen erhobenen Hände diskutiert. So heißt es im Freiburger Bericht: „Die Fassung des Wortlauts ist keine Äußerlichkeit, sondern sollte im Gehorsam gegen die Heilige Schrift vollzogen werden. Wir haben kein Recht, gerade an diesem Stück etwas verbessern zu wollen. . . . Uns scheint, daß wir Evangelischen immer mehr begreifen, was Segen ist. Darum wird es sich auch nicht aufhalten lassen, daß die Segensgebärde beim aaronitischen Segen aus innerem Bedürfnis immer mehr gebraucht wird.“ Es ist erfreulich, daß unter uns neu danach gefragt wird, was „Segen“ und „Segnen“ bedeutet. Luther verwendet in der deutschen Messe den aaronitischen Segen, nachdem er zuvor in der „Formula Missae“ auch andere Segensformeln vorgeschlagen hatte. Von daher ist der aaronitische Segen in die meisten evangelischen Kirchenordnungen übergegangen. Dabei sollten wir bleiben. Ob der Text nun lautet: Der Herr segne dich . . . (wie in den nord- und mitteldeutschen Kirchenordnungen nach dem wörtlichen Text von 4. Mose 6), oder: Der Herr segne euch . . . (wie in den süddeutschen Kirchenordnungen), oder gar in der bittenden Form: Herr, segne uns . . . (Alternativ-Vorschlag in unseren Probedruckten), darüber kann gesprochen werden. Wichtiger ist, daß wir mit diesem letzten Stück unseres Gottesdienstes etwas anzufangen wissen. Der Segen, gleichgültig ob er zugesprochen oder erbeten wird, gibt etwas, was über den Gottesdienst hinausgeht. Nun läuft das Wort! Es ist zuvor in der Gemeinde entfaltet worden, und sie hat im Gebet und Gesang Antwort gegeben; jetzt begleitet uns das Wort im Segen hinaus aus dem Gottesdienst. Alle Gaben des dreieinigen Gottes sind im Segen zusammengefaßt, insofern ist er auch Wortverkündigung, Zeugnis der Gnade Gottes. Darum ist der Segen eigentlich, so lapidar kurz er ist, ein eigener Teil des Gottesdienstes und gehört mit dem Amen der Gemeinde, besser mit einem bekräftigenden Vers zusammen. Ob der Segen mit oder ohne Segensgebärde der Gemeinde weitergegeben wird, ist für die Sache selbst ohne Belang. Wenn man an die Zeichenarmut unseres evangelischen Gottesdienstes denkt und daran, daß Segen und Handauflegung etwas miteinander zu tun haben und daß beide nichts anderes besagen als herzliche Fürbitte, dann dürfte das Aufheben der Hände nicht gar so anstößig sein, so wenig wie das Auflegen der Hände. Trotzdem, weil für die Sache belanglos und in unserer Ordnung nicht vorgesehen, sollten wir beim bisherigen Brauch bleiben, bis die Landessynode sich zu einer Änderung entschließt.

Aber nun zu den beiden, von der Landessynode beschlossenen Gottesdienstordnungen

selbst. Beide haben ihr Recht und ihre Verteidiger. In der überwiegenden Mehrheit die neue Ordnung. Im Bericht von Oberheidelberg lesen wir: „Die erweiterte Gottesdienstordnung ist kein Problem mehr.“ Diese nüchterne Feststellung wird von anderen Berichten in wärmerem Ton ergänzt. „Die Treuen haben sie liebgewonnen; nur gelegentliche Kirchgänger tun sich schwer, weil sie ihnen notwendigerweise fremd ist“ (Adelsheim). „Alle begrüßen die neue Ordnung“ (Pforzheim-Stadt). Einige andere treten jedoch auch für die alte Ordnung ein. Was aber unmöglich, einfach unstatthaft ist, ist eine dritte oder vierte Zwischenordnung, zugeschnitten auf einen besonderen Geschmack. Es ist die völlig übereinstimmende Meinung aller Bezirkssynoden, der teilweise leidenschaftlich Ausdruck verliehen wird, daß diesem „liturgischen Durcheinander“ endlich ein Ende bereitet werden muß. Man kann nicht den oder jenen Teil der neuen Gottesdienstordnung je nach Gefühl und Liebhaberei auswählen. Die Gemeinden (Ältestenkreise) müssen und können sich nach so langer Zeit endgültig zwischen beiden Ordnungen entscheiden. Jede ist sui generis. Wir sind es der Sache des Gottesdienstes schuldig, daß wir eine saubere Lösung finden. Es ist in Kürze nicht aufzuzählen, wieviel neues Rankenwerk, wieviel Extrazutaten trotz des bindenden Synodalbeschlusses um die Gottesdienstordnung herumwuchern, ein Wildwuchs wie kaum je zuvor. Hier werden die Gebete mit Wendung des Pfarrers zum Altar gebetet, dort wird das Zeichen des Kreuzes geschlagen. In der einen Gemeinde ist eine ganz neuartige Kindergottesdienstordnung üblich, in einer anderen spielt man mit dem Gedanken, auch Jugendliche und Älteste an der Liturgie mitwirken zu lassen. Mancherorts wird der Hauptgottesdienst unter der Hand zum „Gesamtgottesdienst“, andererseits findet man das Kuriosum, daß die Abkündigungen ganz am Anfang des Gottesdienstes stehen — wahrlich es gibt nichts, was nicht probiert und experimentiert wird. Das ist der Sache unwürdig und auch einer Kirche unwürdig.

Wir kennen alle den Artikel VII der CA: „Und ist nicht not zur wahren Einigkeit der christlichen Kirche, daß allenthalben gleichförmige Zeremonien, von Menschen eingesetzt, gehalten werden.“ Wir dürfen aber nicht vergessen, daß wir in einer gemeinsamen Kirche leben, wo ein Glied auf das andere hören und auf das andere Rücksicht nehmen muß. Was wir aber unter uns vorfinden, ist Willkür, Einzelgängertum, Pflege einiger Hobbies, ist Unrecht gegenüber den Gemeinden, die vor diesem „Bild der Unordnung“ erschrecken und gegenüber dem Amtsnachfolger, der möglicherweise eine andere Einstellung hat, und ist Lieblosigkeit gegenüber den Amtsbrüdern und Nachbarn, denen „Kanzeltausch und brüderliche Aushilfe unendlich erschwert wird“ (Mosbach).

Es ist sehr notwendig, einmal darüber klarzuwerden, was eine kirchliche Ordnung ist und wie sie zustande kommt. Evangelisch-kirchliche Ordnung ist kein päpstliches Dekret, nicht einmal

ein konsistoriales. Sondern sie entsteht oft nach schwerem Ringen auf einer Synode, durch einen consensus, den unsere Brüder nach bestem Wissen und Gewissen gefunden haben. Eine evangelische kirchliche Ordnung ist darum auch nie für alle Zeiten zementiert, sondern immer für eine Weiterentwicklung offen, die aber dann von einer ganzen Synode verantwortet werden und von ihr letztlich Zustimmung und Bestätigung erhalten muß. Solange aber eine Ordnung besteht, sind wir es der Achtung vor der Synode schuldig, sie einzuhalten, auch wenn persönliche Wünsche zurückgestellt werden müssen. Es ist ein großer Unterschied zwischen evangelischer Freiheit und Willkür. Unsere Kirche gibt sich ihre Ordnungen in der Freiheit des Glaubens, die aber die Liebe nicht verleugnen darf. Alle Freiheit wird durch das Gebot der Liebe, der brüderlichen Achtung und Rücksicht geleitet. Dies gilt vor allem für den Gottesdienst, den wir nur in Gemeinschaft mit den Brüdern halten können.

4. Gesangbuch

Aus den Berichten fast aller Bezirke geht mit Deutlichkeit hervor, daß das Gesangbuch gut eingeführt ist, ja mit Freuden benützt wird. Man hebt sogar hervor, daß es rascher Eingang gefunden hat, als man erwartet hatte, und es ist auch wirklich so, daß mit dem näheren Kennenlernen auch eine höhere Wertschätzung Hand in Hand geht. „Das neue Gesangbuch bietet eine kräftigere Kost als das alte, und das Heil in Christus wird klarer bezeugt“ (Karlsruhe-Land).

Ganz besonders wird der Gebetsteil mit dem Beichtspiegel dankbar begrüßt. Natürlich werden auch wieder die bekannten kritischen Einwände laut. Viel Anstoß wird an den altertümlichen Ausdrücken genommen, die Übersetzungsarbeiten notwendig machen würden. Es wird dabei auf das Vorbild der Revision der Luther-Bibel verwiesen (Karlsruhe-Stadt, Sinsheim). Dagegen wird mit Recht erwähnt, daß es Pfarrern und Religionslehrern keine zu großen Schwierigkeiten bereiten dürfte, solche Archaismen zu erklären, zumal an eine Textrevision vorerst gar nicht gedacht werden kann. Die Gemeinde liebt ihr Gesangbuch auch so. „Bei den kirchenfremden Christen aber würde ein von Archaismen gereinigtes Gesangbuch ebenso wenig Eingang finden wie das revidierte Neue Testament“ (Mannheim).

Was das Äußere des Gesangbuches betrifft, werden vor allem zwei Wünsche ausgesprochen: Der Wunsch nach der Antiqua-Schrift (von der Landessynode vorerst abgelehnt) und der Wunsch nach einer Großdruckausgabe für alte Augen.

Wir hoffen, daß beide sehr berechtigten Wünsche bald in Erfüllung gehen.

Immer noch ein Problem ist das Einüben neuer Melodien. Die richtigen und für die betreffende Gemeinde gangbarsten Wege herauszufinden, bleibt den Verantwortlichen überlassen. Es ist mit viel Mühe und Fleiß schon Schönes erreicht worden. Die Erfolge eifern zu dauernder Weiterarbeit an. Sicher

ist die eigene Freudigkeit des Pfarrers, des Religionslehrers, des Kantors am Singen die beste Wegbereitung für das Gesangbuch. Es ist aller Bemühung wert, das neue Gesangbuch unserer Generation ebenso liebwert zu machen, wie das alte der alten Generation war.

Alle sonst vorgebrachten Wünsche (Erhaltung der Reimzeilen, Aufnahme des württembergischen Perikopenanhangs u. a.) werden der Gesangbuch-Kommission vorgelegt.

5. Besondere gottesdienstliche Feiern; Feste

Wenn die Lebendigkeit einer Kirche sich in der Vielfalt ihrer Gottesdienste zeigen würde, so hätten wir keinen Grund zur Klage. Die bunte Fülle ist kaum aufzuzählen: Gedenktage, die mit Gottesdienst begangen werden — Wald- und Campinggottesdienste — Kranken- und Friedhofsgottesdienste — Familien- oder Jugendgottesdienste — oekumenische Gottesdienste — kirchenmusikalische Feierstunden — Gebetsstunden aller Art.

Zur festen Sitte sind im großen und ganzen schon geworden: Christvesper und Mette am Heiligen Abend und die Gottesdienste zum Jahres-schluß. Man hat gegen sie eingewendet, daß sie reiner Gefühlsseligkeit vieler Kirchenfremden Rechnung tragen. Stimmungsmomente mögen in der Tat gerade an diesen beiden Tagen im Spiele sein. Trotzdem hat die Kirche die Pflicht, die Menschen da aufzusuchen, wo sie sind, und sie aus bloßer Stimmung und Rührung zu echter Freude zu führen.

Ansätze zur Bildung neuen gottesdienstlichen Lebens sehen wir nach den Berichten in den Feiern zur Goldenen Konfirmation, die sich sehr ausbreiten, von uns aber einen starken Akzent auf dem christlich-kirchlichen Anliegen haben müssen. Ebenso gehört für die meisten Stadtgemeinden der Wochenschlußgottesdienst zum festen Bestand, um der „Ausflügler-Situation Rechnung zu tragen“ (Freiburg), obwohl das nicht der ursprüngliche Sinn dieser Abendandacht war. Mit elementarer Gewalt hat sich außerdem der Weltgebetstag der Frauen am ersten Freitag der Passionszeit durchgesetzt, an dem sich die Frauen der ganzen oekumenischen Christenheit „in oft dichtbesetzten Kirchen“ (Mannheim) unter denselben Gebeten und Schriftworten vereinigen — ein Zeichen dafür, wie der Gedanke der Einheit aller Christen Boden in der Gemeinde hat.

Schwierigkeiten dagegen bereiten die Gottesdienste an Epiphania, Gründonnerstagsvormittag und am Reformationstag (31. 10.). Karlsruhe-Stadt erklärt, „daß die Gemeinde kein Verhältnis zum Erscheinungsfest hat“. Das trifft wohl im allgemeinen zu, darf aber nicht dazu führen, daß — nach zwei Hauptberichten — „nur in wenigen Gemeinden am Vormittag Gottesdienst ist“ bzw. an Epiphania nur Kindergottesdienst gehalten wird. Haben wir uns schon darum bemüht, dies älteste kirchliche Fest der Gemeinde lieb zu machen? Dürfen wir nach so kurzer Zeit schon resignieren?

Ähnlich ist es mit dem Gründonnerstagvormittag. Karlsruhe-Land stellt fest, daß der Gründonnerstag in christlichen Kalendern nicht mit roter Farbe hervorgehoben und in weltlichen überhaupt nicht mehr erwähnt sei. So leistet auch der Kalendermann der Mißachtung dieses Tages Vorschub. Um so mehr sollten wir auf der Feier des ganzen Gründonnerstags bestehen, selbst wenn im Vormittagsgottesdienst sich auch nur ein kleiner Kreis versammelt. Noch schwieriger ist es um den Reformationstag bestellt, der zudem in die Herbstferien fällt. Lahr macht allen Ernstes den Vorschlag, zu erwägen, den Gottesdienst des Reformationstages auf den Allerheiligen-Tag zu legen, „da es Luther mit seinen Thesen auf diesen Tag abgesehen habe“. Wir halten den Vorschlag durchaus für diskutabel, zumal wenn man bedenkt, wie geschickt sich die katholische Kirche unseres Buß- und Bettags für ihren Gottesdienst bedient.

Ausgesprochene Probleme sind folgende Tage: der 1. Mai, an dem ein Gottesdienst selbst im Bezirk Boxberg im Gegensatz zu früheren Jahren nicht mehr durchgeführt werden kann. Baden-Baden macht sich zum Sprecher: „Ein Gottesdienst anlässlich des 1. Mai hat sich nirgends eingebürgert. Warum soll auch am 1. Mai ein Gottesdienst gehalten werden? Von Bonhoeffer haben wir gelernt, daß die Welt mündig geworden ist: Lassen wir ihr auch ihre weltlichen Feiertage. Wir haben ja jeden Sonntag die Gelegenheit, etwas vom christlichen Arbeitsethos zu sagen. Gestalten wir unsere Predigten aktuell, dann ist jede Sonntagspredigt eine 1. Mai-Predigt.“ Wir haben dem nichts hinzuzufügen. Auch die Klage wegen des Volkstrauertags verstummt nicht. In manchen fast rein evangelischen Bezirken ist er stillschweigend mit dem letzten Sonntag des Kirchenjahres zusammengelegt worden. Andere möchten ihn wieder am Sonntag Reminisere haben. Eine befriedigende Lösung ist noch nicht gefunden, wenn man sich nicht die Einstellung von Lahr zu eigen macht, wo am Volkstrauertag der Akzent auf Tod und Vergänglichkeit, am letzten Sonntag dagegen der Akzent auf Ewigkeit und Auferstehungshoffnung gesetzt wird. Damit hätte der „Totensonntag“ auch seinen christlichen Sinngehalt. Ähnlich verhält es sich mit der Parallelität von Frauentag und Muttertag. Der Vorschlag des Kirchenbezirks Sinsheim, beide Tage zusammenzulegen, ist der Beachtung wert. Ein ländlicher Bezirk (Boxberg) führt Klage darüber, daß die Kirchweihstage nicht mehr im Gotteshaus, sondern am Samstag zuvor im Wirtshaus beginnen. Es wird anderswo nicht anders sein. Auch dies ein Stück der allgemeinen Säkularisation. Trotzdem bietet der Tag die seltene Gelegenheit, von dem zu sprechen, was der evangelische Christ an seiner Kirche hat. Ein Problem besonderer Art ist nach wie vor der Gottesdienst zu Vereinsfesten. Es ist wohl richtig beobachtet, daß er oftmals „nur angesetzt ist, um die Umgehung des Sonn- und Feiertagesgesetzes zu tarren“ (Rheinbischofsheim). Eine kleine Abordnung wird zum Gottesdienst geschickt, das Gros verhält

derweil im Bierzelt. Wir halten daran fest, daß der Hauptgottesdienst der Gemeinde der auch für solche Anlässe geordnete Gottesdienst ist, wo das Evangelium in die besondere Situation des Tages hinein zu bezeugen ist. „Weihehandlungen“ in einem solchen Zusammenhang, so sehr sie vom katholischen Denken an uns herangetragen werden, sind unmöglich. „Weihe“ in der evangelischen Kirche gibt es nur im Sinne einer Widmung, besser einer Aussonderung zu kirchlichem Gebrauch. Schließlich wird die zunehmende Zahl von Sonntagen für viele Pfarrer und Gemeinden je länger je mehr zu einer Not. Freiburg schreibt: „Wenn wir das Kirchenjahr ernst nehmen und die Verkündigung des Sonn- bzw. Festtages von dem uns gegebenen Gotteswort her bestimmen lassen, handeln wir sicher sachgemäßer, als wenn wir der Versuchung nachgeben, irgendwelchen Menschen das zu predigen, was sie gerne hören.“

Im Bescheid des Oberkirchenrats auf die Verhandlungen der Bezirksynoden 1957 (VBl. 1959, S. 34) warum Bericht gebeten worden, was wir den Menschen „in der ihnen gegebenen neuen Freizeit anbieten können, freilich ohne dem Verfall des Sonntags Vorschub zu leisten“. Nur vier Berichte (Freiburg, Lahr, Mannheim, Pforzheim-Land) gehen mit positiven Vorschlägen auf die Frage ein, wogegen ein fünfter Bericht meldet: „Das Problem der Gestaltung von Wochenendfeiern beschäftigt den Bezirk nicht.“ Ist das Resignation? Auch fromme Resignation ist Christen nicht erlaubt. Wir denken, daß sich unsere Pfarrer, Ältestenkreise und Jugendkreise mehr haben einfallen lassen, als aus den wenigen Berichten hervorgeht. Heidelberg hat mit Filmdiskussionen, Verkündigungsspielen, Nachbarschaftstreffen, Seminar für tätige Christen u.a.m. einen Anfang gemacht. Alles ohne Sonderbelastung der Pfarrer. Anderswo wurden andere Versuche gemacht. Es gibt natürlich keine Patentlösung. Aber die Aufgabe, an der sinnvollen Gestaltung der Freizeit mitzuwirken, ist der Kirche ohne Zweifel gestellt. Wir dürfen gerade auf diesem Neulandgebiet einiges wagen. Die Synode der EKD 1960 in Berlin hat Empfehlungen und Anregungen genug gegeben (Heft „Sonntag und Freizeit“ im Luther-Verlag, Witten). Ist der Mensch von heute — wir wissen es von uns selbst — erst einmal aus seiner Arbeitsmühle heraus, hört er gern und willig und läßt sich führen. Die Gelegenheit am freien Wochenende ist so einmalig wie die in Bädern und Kurorten.

6. Wochengottesdienst und Bibelstunde

In keinem anderen Punkt gehen die Meinungen so sehr auseinander. Immer noch ist von der „Krise“ die Rede. „Es ist nicht mehr Krise, sondern Agonie“ (Emmendingen). Es wird die bedrückte Frage laut, ob denn Aufwand und Vorbereitung, ja ob sich die Heizung lohne. Und so ist es da und dort dazu gekommen, daß die Gemeindebibelstunden aufgelöst und die Teilnehmer auf die „Kreise“ verwiesen worden sind. Aufs neue ist den Gründen

der Krise nachgegangen worden. Die Beanspruchung der Menschen wird immer größer und infolge davon ihre Müdigkeit. Das wirkt sich besonders für den Abend aus. Auch das Fernsehen trägt einen Teil der Schuld. Die alten Vorurteile aus dem Liberalismus wirken nach, daß Wochengottesdienst oder Bibelstunde eben „eine Stunde ist, wohin ein Mann nicht geht“ (Boxberg). Den tiefsten Grund freilich führt der Bericht von Mannheim an: „Es ist eine traurige, aber häufige Erfahrung, daß in ‚der Kirche des Worts‘ das Lesen und Verstehen der Bibel ungewohnt und zu schwierig ist. ... Es liegt der Grund dafür beim Text, der durch die durchgeführte Revision nicht erheblich anders geworden ist.“ Es mag dahingestellt sein, wie weit das letzte zutrifft. Sicher ist, daß in der „Kirche des Worts“ kein Hunger und Durst nach dem Wort ist, wenig Liebe bei uns Evangelischen für das Evangelium. Insofern ist die Krise der Bibelstunde die Krise der Verkündigung bzw. die Krise unserer Kirche überhaupt. Das ist eine bedrückende Tatsache, der wir uns stellen müssen. Früher lebte das Wort Gottes in den Familien. Daß es da seinen festen Platz hatte, das machte die evangelische Familie aus. Wieviel Familien aber mag es noch geben mit Hausandacht morgens und abends? Nun aber wankt schon die nächste Bastion, die Beschäftigung mit der Heiligen Schrift in der Bibelstunde. Es bleibt noch die Predigt im Sonntagsgottesdienst. So arm ist unsere Kirche geworden, die doch nichts anderes neben dem Wort hat und haben darf.

Denn auch da, wo von neuen Ansätzen oder gar von „Blüte“ die Rede ist, sind es immer kleine Zahlen von solchen, die Wochengottesdienst oder Bibelstunde besuchen. „Es ist eine der schönsten Aufgaben. Der geringe Besuch soll und darf uns nicht müde machen“ (Bretten). Lahr spricht von dem „Schmerzenskind“ der Pfarrer, fügt aber richtig hinzu, daß in der Bibelstunde anders, wärmer als im Gottesdienst, gesprochen werden kann, daß hier Gemeinde wird, daß hier eine treue, wenn auch kleine Beterschar ist, daß aus dem treuen Bibelkreis die echten Mitarbeiter kommen. Das Studentenpfarramt Karlsruhe-Stadt, aber auch eine Randgemeinde betonen, daß in einem solchen kleineren Kreis lebhaftes Gespräche, echte Glaubensgespräche, Aussprache von Zweifeln möglich sind. Dazu eine Stimme von Freiburg: „Wenn die evangelische Kirche sich nicht selbst aufgeben will, muß es in jeder Gemeinde eine Möglichkeit der intensiven Beschäftigung mit der Bibel geben. ... Darum gehört die Bibelstunde für viele Pfarrer zum Kernstück ihres Dienstes. Es ist nicht einzusehen, weshalb ein Wochengottesdienst der Bibelstunde vorzuziehen sei. ... Es kann für den Pfarrer kaum ein wichtigeres Stück seiner Arbeit geben, als den Zwang, ganze biblische Bücher im Zusammenhang auszulegen und zu besprechen.“ Ähnlich Karlsruhe-Stadt: „Wir Pfarrer möchten die Bibelstunde nicht missen, weil wir selbst am meisten gesegnet werden.“

Mit Absicht haben wir so viele Stimmen sprechen lassen, weil wir uns in der großen Müdigkeit

gegenseitig Mut machen müssen. Mit verschwindenden Ausnahmen will niemand den Bibelabend aufgeben. Die Menschen heute wollen Aussprache. Das ist doch ein Teil der Kritik an unserem Gottesdienst, daß keine Gelegenheit zur Äußerung über die gehörte Predigt gegeben ist. Diesem Bedürfnis nach Aussprache kann ein „Gespräch um die Bibel“ entgegenkommen.

Wir müssen auch im Blick auf dieses Problem barmherzig sein. Wer mit der Bibel aufgewachsen ist, wird später eine eigene Beziehung zu ihr haben. Wo ist das aber heute? Wem sie von Kindheit an nicht vertraut ist, wer nur allgemeine religiöse Vorstellungen hat, dem wird das Lesen der Bibel, der zudem heute „umstrittenen Bibel“ (Claus Westermann) wenig sagen. Wenn er sie verstehen soll, muß sie ihm erklärt werden. Er muß die Zeit kennen, in der die einzelnen Schriften entstanden sind, und er muß von den damaligen Begriffen und Vorstellungen einiges wissen. Erst solche Voraussetzungen machen es möglich, daß die sonst fremde Sprache auch für seine Ohren verständlich wird. Wo aber könnten diese Grundlagen gelegt werden, wenn nicht in einer Bibelstunde? Sie erfordert gerade deshalb besondere Vorbereitung. Wer es daran fehlen läßt, wer es die wenigen Treuen und Suchenden merken läßt, daß ihm die kleine Zahl und große Mühe lästig ist, muß sich nicht wundern, wenn die Letzten wegbleiben. Wir können dem Bericht von Baden-Baden nur vollinhaltlich zustimmen: „Das Entscheidende bei der Bibelstunde ist, daß sie regelmäßig und treu durchgeführt wird. Der Segen der Bibelstunde hängt weithin an der unentwegten Treue, mit der diese Stunden gehalten werden. Wir können nur immer wieder bezeugen, daß gerade dieser Dienst zum Mittelpunkt unseres geistlichen Auftrages gehört.“ Sind wir soweit im Grundsätzlichen klar, dann finden sich auch Wege der praktischen Durchführung. Aus der Fülle der Vorschläge und Erfahrungen seien nur einige genannt: Einmal im Monat treffen sich alle Kreise zu einem „Gespräch um die Bibel“, und alle anderen Veranstaltungen fallen in dieser Woche weg. — Bibelbesprechung schließt sich an die Zusammenkunft des Frauenkreises an oder umgekehrt, alle Kreise treffen sich zuerst zu einer Bibelstunde, gliedern sich dann für eine zweite Stunde in ihre Kreise auf zu spezieller Ausrüstung für ihre Aufgaben (Lahr). — Bibelstunde in Form von Vor- und Nachbesprechen des Sonntagstextes, segensreich und fruchtbar für den Prediger selbst. — Bibelstunde am Nachmittag, wovon manche Bezirke sehr positiv berichten, da die Menschen am Abend einfach zu müde sind. Die Liebe wird und muß uns erfinderisch machen.

Der Bericht von Mannheim gibt noch folgende Anregung: „Wenn sich das Gewicht des Gottesdienstes in Zukunft noch mehr vom Sonntag auf den Werktagabend verlagern sollte, so müßten wir uns um die Gestalt und Darbietung vermehrt bemühen.“ Abgesehen davon, daß uns die derzeitige Entwicklung zwingt, müßte es uns wichtig werden, die Wochentage für den Gottesdienst wieder

zu gewinnen. In der Reformationszeit gab es trotz strenger Sonntagsheiligung mehr Wochengottesdienste als heute. Warum auch sollten die Wochentage vom Gottesdienst ausgenommen sein? Der tägliche Gottesdienst ist es, der das katholische Gotteshaus warm und heimelig macht. Unsere Kirchen sind meist zum Frieren kalt, weil sie die Woche über unbewohnt sind und deshalb auch fest verschlossen. Erfreulicherweise mehren sich in den Gemeinden „Morgenwache“ und „Morgenlob“, Abendsegens und Gebetsstunden, kurze Gottesdienste ohne Predigt, als Wegleitung und tägliche Führung der Gemeinde. In der neuen Gedächtniskirche zu Berlin hat Bischof Dibelius einen täglichen 10-Minuten-Gottesdienst für den späten Nachmittag eingeführt. Passanten, Werktätige in Arbeitskleidung, Geschäftsleute und Angestellte nach Ladenschluß und viele Jugendliche besuchen ihn. Man spricht von steigenden Besucherzahlen. Aber auch wenn sie klein sind — neue Angebote werden neue Sitten hervorrufen.

7. Heilige Taufe

Spiegeln sich noch im letzten Bescheid die Kämpfe um die Klinik- und Haustaufen, so ist es jetzt auf diesem Kampfplatz still geworden. Die Haustaufen sind fast ganz verschwunden (von Nottaufen abgesehen) und die Kliniktaufen auf ein Mindestmaß herabgedrückt. Das Sakrament der Taufe ist aus seinem „Winkeldasein“ (Mosbach) in das Gesichtsfeld der Gemeinde gerückt. Freiburg schreibt dazu: „Man hat wieder einmal gesehen, was für eine seelsorgerliche Hilfe eine klare gemeinsame Haltung unter uns Pfarrern bedeutet und daß ‚die Welt‘ mit dem Gesetz leichter regiert wird als durch das Evangelium.“ Ehrlicherweise ist aber zu fragen, ob sich unsere Gemeindeglieder diesem „Gesetz“, dieser neuen Ordnung nur widerstandslos gebeugt (Pforzheim-Stadt) und widerwillig gefügt haben, oder ob sie es innerlich bejahen.

Inzwischen sind neue Fragen aufgebrochen. Werden die Taufen in den Hauptgottesdienst der Gemeinde verlegt — und das ist doch das Ziel —, so wird die Häufung der Taufen zumal in großen Gemeinden, zuweilen auch Störungen durch Zuspätkommen der Taufgesellschaft, als große Belastung empfunden. Vergeht kein Sonntagsgottesdienst mehr ohne Taufe, dann ist die Gefahr, daß die Gemeinde abschaltet und abwertet. Auch die Taufansprache, die bei Kirchenfremden nicht nur aus einigen Sätzen bestehen kann, wird zum Problem. In Dorfgemeinden, wo man sich kennt, mögen diese Schwierigkeiten zu überwinden sein, aber eine Stadtgemeinde sagt: „Man sollte sich mitverantwortlich fühlen für die getauften neuen Glieder. Aber man tut das nicht, und durch eine Gottesdiensttaufe läßt man sich schon gar nicht dazu zwingen, sondern läuft lieber während der Taufe weg“ (Pforzheim-Stadt). Viele Gemeinden haben sich dann mit bestimmten Taufsonntagen geholfen, wobei alsbald die Frage entsteht, wie alle Eltern und Paten auf diesen einen Tag festzulegen sind und wie bei der

notwendig längerer Dauer der Feier die Taufansprache zu gestalten ist. So geht man mehr und mehr auf den selbständigen Taufgottesdienst zu. „Er entlastet Hauptgottesdienst und Kindergottesdienst, gibt die nötige Ruhe für die Ansprache, bewahrt die gottesdienstliche Gemeinde vor zu häufigen Tauffeiern“ (Karlsruhe-Stadt). Aber auch diese anscheinend ideale Lösung hat ihre Mängel. Wo bleibt im besonderen Taufgottesdienst die Gemeinde, deren fürbittende Teilnahme so wichtig erscheint? Das kleine Häuflein (in der Stadt!) vermag kaum ein Lied zu singen, kaum das Glaubensbekenntnis oder das Unser Vater zu sprechen. Ist die Taufe da nicht doch wieder in den Winkel gestellt? Diese Fragen sind noch nicht genug durchdacht, bei aller Freude über die neugewonnene Gottesdiensttaufe.

Sodann beschäftigen sich viele Berichte mit der Frage, an welcher Stelle des Hauptgottesdienstes der Platz für die Taufe sei. Diese Frage wird in der neuen Agende durch die Landessynode verbindlich geregelt werden (siehe 14. Probedruck). Vorerst haben wir nur einen unverbindlichen Vorschlag der Liturgischen Kommission an die Landessynode vom Januar 1960, der folgenden Wortlaut hat: „Taufen im Gottesdienst: Nach dem Lied nach der Predigt Aussendungsbeehl, Evangelium von den Kindern, kurzes Gebet, Glaubensbekenntnis, Ermahnung oder kurze Ansprache, Tauffragen, Taufe, (Einsegnung der Mutter,) Schlußgebet mit eingeschlossener Fürbitte für den Täufling, Gebetsstille, Unser Vater.“ So ist auch weithin die Übung in den Gemeinden. Daneben scheint uns die u. a. im Müllheimer Bezirk praktizierte, aus der benachbarten Schweiz stammende Weise sehr beachtenswert, die die Taufe in die Eingangsliturgie des Hauptgottesdienstes einbettet. „Die im Anschluß an Evangelium und Glaubensbekenntnis vollzogene Taufe ist so vom Rand in die Mitte des Gottesdienstes gerückt. In der Predigt kann die Gemeinde zusammen mit den Eltern und Paten ganz anders auf den Herrn der Taufe angesprochen werden als in der früher üblichen angehängten Ansprache, bei der die Gemeinde nicht mehr und die soeben angerückte Taufgesellschaft noch nicht recht bei der Sache war.“ Denkbar ist auch, den Gottesdienst mit der Taufe zu beginnen. Credo und Unser Vater können je nach der gewählten Form in den Gesamtverlauf des Gottesdienstes eingeordnet werden. Eine „badische Tradition“ gibt es nicht, und aus der Reformationszeit ist keine alleingültige Form zu erheben.

Von einigen Bezirken wird die Einführung des Patenscheins für auswärtige Paten gefordert, der die Zugehörigkeit zur Kirche und das Recht zur Übernahme des Patenamtes bestätigen soll. In der VELKD ist er eingeführt. Es wird bemängelt, daß eine Bestimmung über den Patenschein in unserer sonst sehr begrüßten Taufordnung fehle und daß sie durch entsprechende Anordnung des Evang. Oberkirchenrats nachgeholt werden müsse. Nach der „Taufordnung für die Hand des Pfarrers“ soll die Patenfähigkeit festgestellt werden. Die Frage

ist: Wie? Hinter der Forderung des Patenscheins steckt offenbar die Sorge um das seines Sinnes entleerte Patenamnt überhaupt. „Wenn schon die Taufe kaum verstanden wird, viel weniger das Patenamnt“ (Lahr). Das ist ein Stück volkswirtschaftlicher Not. Aber kann dieser Not und den bedrängten Pfarrersgewissen mit einer Patenbescheinigung, mit einem Stück Papier abgeholfen werden? Der Entwurf des Evang. Oberkirchenrats zur Taufordnung hatte eine solche Bescheinigung vorgesehen (Verhandlung der Landessynode, Frühjahrstagung 1955, Anl. 3, S. 4). Aber die Landessynode hat sich diesem Vorschlag nicht angeschlossen. Man wollte die bürokratische Arbeit nicht unnötig vermehren, vor allem aber war der Gedanke ausschlaggebend, daß ohne Vertrauen des Pfarrers zu den Angaben der Taufeltern alle seelsorgerliche Arbeit von vornherein gefährdet ist. In der Tat ist Mißtrauen der Tod aller Seelsorge. Wenn im seelsorgerlichen Taufgespräch mit den Eltern die Fähigkeit zum Patenamnt besprochen und festgestellt ist, warum dann noch eine schriftliche Bescheinigung? Mit Recht sagt Karlsruhe-Stadt im Blick auf solche Gemeinden, die über die beschlossene Taufordnung hinaus solche Bestätigungen und Patenerklärungen eingeführt haben: „Haben wir mehr erreicht, als daß wir ein oder zwei Stück Papier in der Hand halten? Welchen Gebrauch wollen wir denn im Ernst mit solchen Erklärungen machen? Es ist schön und gut, wenn wir fordern: ‚Laßt uns aufhören, die Volkskirche so zu verstehen, als ob der ganze oder auch nur der größte Teil eines Volkes zur Kirche Jesu Christi gehören könne oder gar müsse‘; wie aber sieht die Konsequenz aus, die sich aus solcher Forderung ergibt?“

In die ähnliche Richtung volkswirtschaftlicher Situation geht die Frage von Pforzheim-Stadt, wie denn die Kirche „ihre Taufverantwortung den entkirchlichten Eltern gegenüber“ wahrnehme. Unsere Taufordnung gibt uns einige wichtige Gesichtspunkte. Im Taufgespräch, das bei Anmeldung der Taufe mit den Eltern geführt werden soll, ist die Gelegenheit gegeben, über den Sinn der Taufe und die Aufgabe der Eltern zu sprechen. Gerade wenn Zweifel an der christlichen Erziehung bestehen, muß im Taufgespräch die Verantwortung besonders deutlich gemacht werden. Weiterhin ist vorgesehen, daß die Taufe aufgeschoben werden kann, solange es Eltern ablehnen, die mit der Taufe gegebene Verpflichtung zu christlicher Erziehung zu übernehmen. Die gewiß sehr schwierige Entscheidung hierüber ist ausdrücklich unter die Verantwortung des zuständigen Seelsorgers gestellt, die ihm von niemand abgenommen werden kann und darf, die er allerhöchstens mit seinem Ältestenkreis gewissenhaft prüfen kann. Es gibt aber auch eine Taufpredigt und eine nachgehende Seelsorge, und sie wird unentwegt die Familien suchen, wo nach unserer Meinung die christliche Erziehung des Täuflings in Frage gestellt ist.

Die Einsegnung der Mutter „ist feststehende Ordnung geworden und wird dankbar aufgenommen“ (Adelsheim). Nicht von allen Kir-

chenbezirken wird dieses summarische Urteil anerkannt. Viele werden der kritischen Stimme von Neckargemünd mehr zustimmen: „Es wäre gut, wenn die neue Agende ein Formular enthielte, das den Vater in die Einsegnung miteinbezieht. Durch das jetzige Formular wird jeder Vater bei seiner Meinung bestätigend beruhigt, die Erziehung, vor allem die christliche Erziehung, sei allein Sache der Mutter. Denn nur die Mutter wird wegen der Erziehung ihres Kindes in der Zucht und Vermahnung zu Gott, dem Herrn angeredet. ... Diese Einseitigkeit ist theologisch nicht legitim und bedarf dringend der Korrektur.“ Auch im Schopfheimer Bericht erscheinen schwerwiegende Bedenken, die nicht von der Hand zu weisen sind. Dort hat eine Gemeinde damit begonnen, an Stelle der Mutter die beiden Eltern in ihr Erziehungsamt, die Paten ins Patenamnt einzusegnen und zwar „ohne Handauflegung“. Überhaupt ist zu fragen, ob der Ausdruck „Einsegnung“ glücklich gewählt ist, ob nicht statt dessen ein Fürbittegebet für die Eltern oder für Eltern und Paten das Richtige wäre, zumal wir darauf drängen, daß sie alle bei der Taufe anwesend und alle in die Taufverpflichtung miteinbezogen sein sollen. Diese Dinge müssen heute schon unter uns besprochen werden, ehe die neue Agende erscheint.

Die Taufe im Gottesdienst der Gemeinde setzt gemeinhin den Sonntag als Tauftag voraus. Neuerdings wird der Wunsch laut, die Taufe auch am Samstag zu halten; ja, in einer Gemeinde des Schopfheimer Bezirks hat ein Pfarrer dem Druck seines Kirchengemeinderats nachgeben müssen, wenn er auch darauf bestand, die Samstagstaufer in Form eines Gottesdienstes zu halten. Die Gründe für diesen Wunsch sind säkularer Art. Die Taufordnung nennt zwar keinen bestimmten Tauftag. Wenn sie aber sagt, daß die Kinder in der Kirche und am besten in einem Gottesdienst der Gemeinde getauft werden sollen, so ist doch der Sonntag als der normale Tauftag gemeint. Ein Taufgottesdienst an einem Werktag kann nur eine Ausnahme sein.

Solche Ausnahmen würden wir auch für Kliniktaufen in der Diaspora gelten lassen. Wer die katholische Taufpraxis kennt und die Mentalität der katholischen Klinikschwestern, die die Kliniktaufen in jeder Weise fördern und die im Gegensatz zur Entwicklung in der evangelischen Kirche teilweise zwei Taufstage in der Woche einrichten, der kann dem lakonischen Satz im Schopfheimer Bericht nur zustimmen: „Wo Nonnen sind, tut Eile not.“ Es ist nicht einzusehen, daß wir um eines Grundsatzes, um einer äußeren Ordnung willen, durch Zögern unsererseits Kinder glaubensgemischter Ehen in die Hand der katholischen Kirche spielen sollten.

8. Heiliges Abendmahl

Was von der heiligen Taufe gilt, das gilt erst recht vom heiligen Abendmahl: Auch dies Sakrament muß aus seinem Winkeldasein befreit werden. Es muß seinen „Anhängselcharakter“ verlieren und es muß wieder den ihm zukommenden

Platz als Feier der Gemeinde, als ein Zentrum des gemeindlichen Lebens erhalten. Es wird freilich ein weiter, mühsamer Weg dahin sein, weil von allen kirchlichen Institutionen das Abendmahl als die fremdeste und unzugänglichste empfunden wird. Diese ausgesprochene Abendmahlsnot unserer Kirche steht zwischen den Zeilen aller Berichte und brennt uns allen im Herzen. Denn diese Not empfinden nicht nur Außenstehende — sie ignorieren weithin einfach das Sakrament —, sondern ebenso viele, die mit Ernst gute Christen sein wollen und den Gottesdienst regelmäßig besuchen, aber doch keinen Zugang und kein Verhältnis zum Abendmahl finden können. Selbst in kirchlich sehr lebendigen Gemeinden und Gebieten ist der Abendmahlsbesuch gering im Verhältnis zur Zahl der Gottesdienstbesucher. Was bedeutet das Abendmahl? Ist es nur noch eine gleichsam mitgeschleppte überlieferte kirchliche Form, die also auch ausgegliedert und zurückgelassen werden könnte, oder gehört es zu den wesentlichen und grundlegenden Äußerungen der Kirche selbst? Weil wir vom letzteren überzeugt sind, ist die weitere Frage: Wie kann das Abendmahl die ihm zukommende Stellung im gottesdienstlichen Leben der Gemeinde erhalten und der Gemeinde die Größe, die Gnadengabe des Sakraments vor Augen gestellt werden? Das sind kurz umrissen die Fragen, um die es geht und um die auch die Berichte kreisen. Wie es in unserer Kirche in Jahrzehnten oder Jahrhunderten geworden ist, so darf es nicht weiterhin bleiben. Darüber besteht volle Übereinstimmung.

Dem entspricht zunächst die allgemeine Bemühung, die Zahl der Abendmahlsfeiern zu vermehren. Nur wo starke, gute ländliche Sitte und Tradition herrschen, sind diesen Bemühungen Grenzen gesetzt, weil die Sitte auch ihre bewahrende Kraft hat. Gleichwohl muß dem törichtem Satz und dem unausrottbaren Gerede: „im Jahr einmal zum Abendmahl“ unentwegt und geduldig zu Leibe gegangen werden. Viele, schätzungsweise die Hälfte aller Gemeinden sind darum zur monatlichen Abendmahlsfeier übergegangen, manchen städtischen Gemeinden steht die sonntägliche Feier als Ziel vor Augen. Besondere Abendmahlstage wurden eingerichtet: Erntedanktag (günstiger als Ägidi), Kirchweihsonntag, der Tag am Ende einer Bibelwoche u. a. Interessant ist die Beobachtung von Sinsheim: „Hinderlich ist die sehr ungünstige Zeit der Feiern im Anschluß an die Festgottesdienste. Die Verlegung auf die Abendzeit in Form eines selbständigen Gottesdienstes bringt einen weit besseren Besuch. Zu guter Begründung wird angeführt: größere Stille und bessere innere Ruhe, vor allem aber für die Mütter eine günstigere Gelegenheit.“ Die Gemeinden haben sich meist mit gutem Besuch zu diesen besonderen Abendmahlsfeiern bekannt.

Wie sich die Vermehrung der Abendmahlsfeiern auf die Zahl der Abendmahlsgäste auswirkt, ist wohl von untergeordneter Bedeutung, wenn auch nicht unwichtig. Ist eine Zunahme der Abendmahlsgäste zu verzeichnen, dann ist das auf häu-

figere, meist monatliche Feier des Sakraments zurückzuführen. Dabei ist man sich klar darüber, daß dies kaum eine Zunahme des Personenkreises oder gar ein Einbruch in die Reihen der Fernstehenden ist, sondern mit der häufigeren Kommunion einzelner Gemeindeglieder zusammenhängt. Indessen, wir freuen uns schon darüber. „Es ist immerhin eine nicht gering zu achtende Schar von Gemeindegliedern, denen der häufigere Abendmahlsgang eine Freude ist“ (Freiburg). Im ganzen gesehen ist die Zahl der Abendmahlsbesucher konstant geblieben, was uns nicht täuschen darf, weil dieses Gleichbleiben bei der wachsenden Seelenzahl eher einem Absinken gleichkommt. Dafür ein krasses Beispiel einer Gemeinde in Mannheim:

1953: 3921 Seelen und 1162 Abendmahlsgäste;

1960: 7500 Seelen und 1244 Abendmahlsgäste.

Weiter entspricht dem Bemühen, das heilige Abendmahl in die Mitte des gottesdienstlichen Lebens zu rücken, die auch jetzt wieder erhobene Forderung nach dem „Vollgottesdienst“ (Predigtgottesdienst und Abendmahlsfeier in einem Gottesdienst zusammengefaßt). Um eine Abwertung der Predigt zu vermeiden, sollten wir ihn vorerst besser „Gesamtgottesdienst“ nennen. Bekannt ist — aber es muß noch einmal ausdrücklich betont werden — der Beschluß der Landessynode, wonach ein „Gesamtgottesdienst“ als Früh- oder Abendgottesdienst, aber nicht als sonntäglicher Hauptgottesdienst gehalten werden kann. In dieser Begrenzung hat der Gesamtgottesdienst viele Freunde und ganz unzweifelhaft sein Recht. Viele Gemeinden machen in der Karwoche, besonders am Gründonnerstagabend oder in Früh- und Abendgottesdiensten davon Gebrauch. Darüber hinauszugehen, davor warnen so gut wie alle Berichte. Der Gesamtgottesdienst als Sonntagsgottesdienst „wird nicht gewünscht, man befürchtet, daß dann noch mehr dem Gottesdienst fernbleiben“ (Durlach). Es ist die Gefahr, daß eben doch „ein leichter Zwang ausgeübt wird. ... Besondere Abendmahlsgottesdienste sind würdiger und werden dem Sakrament gerechter; als wenn das Abendmahl — in den Gottesdienst hineingezwungen — vielleicht nur Einzelne zum Kommunizieren veranlaßt, oder bei der Teilnahme einiger ein Weglaufen der übrigen Kirchgänger einsetzt. Wir benötigen bei diesem heiligen Sakrament eine andächtige Stille. ... Glaube ja niemand, daß der so viel geforderte Vollgottesdienst in der Reformationszeit wirklich so vorbildlich gewesen sei“ (Freiburg). Es folgen hier Beispiele aus Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts, die gegen das Weglaufen eines großen Teiles der Gemeinde nach der Predigt angehen müssen, zitiert nach dem Buch: „Der Gottesdienst an Sonn- und Feiertagen, Untersuchungen zur Kirchenagende“, Bertelsmann 1949. Auch Boxberg befürchtet, daß der heutige Trend zum Gesamtgottesdienst rein theologischen Erwägungen entspringt und daß mühsam etwas konstruiert wird, was weder der Praxis gerecht wird, noch eine wirkliche Hilfe für die heutige Abendmahlsnot bedeutet. „Man vergißt, daß wir heute leben. Heute

heißt in einer Zeit, da alles schneller wird. ... Man soll doch barmherzig und auf dem Boden der Wirklichkeit bleiben. ... Man soll bauen, pflanzen, bewahren, aber nicht dauernd versetzen, umstechen, ja gar herausreißen. Die Gemeinde hat sowieso genug zu tun, daß sie im Gotteshaus heimisch bleibt. Die Theologie darf nicht ohne Liebe sein“ (Boxberg). „Der Vollgottesdienst kann auch keine Wunder wirken“ (Pforzheim-Stadt). Diese Stimmen aus Stadt und Land dürfen nicht überhört werden. Wir können nur behutsam Schritte tun und dürfen uns über die Entschließung der Landessynode nicht wegsetzen. Eine Ordnung für den Gesamtgottesdienst wird die neue Agende bringen.

Unsere größte Sorge muß sein, wie wir der Jugend das heilige Abendmahl lieb machen können. Sie empfindet das Fremde und Unzugängliche dieser Feier am meisten. In Karlsruhe-Stadt hat man versucht, durch Umfrage bei den Jugendlichen die Ursachen ihrer Scheu festzustellen. „Zwei Antworten wurden gegeben: ‚Wir werden nicht genug aufgefordert‘; und vor allem: ‚In der Abendmahlsfeier der Erwachsenen, die vor allem von alten Leuten besucht wird, fühlen wir uns einfach fremd und kommen uns verloren vor.‘“ Dies wird aus der Sicht eines Religionslehrers im Mannheimer Bericht ergänzt: „Da der Jugendliche eine große Scheu vor dem Abendmahl hat, empfindet er es mitunter als eine Hilfe, mit den Angehörigen seines Kreises zum heiligen Abendmahl gehen zu können.“ Dieser verständlichen Einstellung der Jugend muß Rechnung getragen werden, wenn wir sie für das heilige Abendmahl gewinnen wollen. Gewiß ist die Vorbereitung der jungen Menschen zum Abendmahl der Gemeinde schon das Ziel der Konfirmation; aber sie müßten vielleicht doch durch eigene Jugendabendmahle dahin geführt werden. Der Jugendsonntag, der Abschluß der Christenlehre bietet dazu Gelegenheit. Wo sie genutzt wurde, waren die Erfahrungen gut.

Die Abendmahlsfrage ist die Zentralfrage nach dem Glauben. Die Müdigkeit des Glaubens zeichnet sich in der Abwertung des heiligen Abendmahls am deutlichsten ab. Soweit wir außer dem Gebet um den Heiligen Geist überhaupt etwas tun können, werden wir Schritt für Schritt in großer Geduld vorwärtsgehen müssen. Was in Generationen versäumt wurde, kann nicht in wenigen Jahren eingeholt werden. Wir dürfen nicht versäumen, die Gemeinde über das gegenwärtige Abendmahlsgespräch zu unterrichten (warum nutzen wir dazu nicht die Gemeindeversammlungen?). Wir werden weiter in der Verkündigung unermüdlich das große Gnadengeschenk des Sakraments der Gemeinde vor die Augen malen, das doch kein vernünftiger Mensch ausschlagen kann. Wir werden den Ruf der erbarmenden Liebe: ‚Kommt, denn es ist alles bereit‘, unermüdlich weiterrufen, den doch kein Christenmensch überhören kann. Wir werden — darauf weist Heidelberg mit Recht hin — den Freudencharakter der Feier mehr betonen müssen, die Eucharistie, was schon in der Auswahl der Lieder zum Ausdruck kommen kann. Auch die

Feier des heiligen Abendmahls — sie erst recht — ist ein Gotteslob, das in die Welt hineingerufen werden muß. Kirchenälteste und Pfarrer werden ganz anders als bisher mit gutem Beispiel vorangehen müssen. Wie wollen wir denn anderen predigen, wenn wir selbst am Tisch des Herrn vorbeigehen, wenn nicht einmal ein Pfarrkreis bereit ist, sich unter das Sakrament zu stellen? Es dürfte auch keine Ordination geben, bei der der Ordinand nur das Wort verkündigt und nicht auch das heilige Abendmahl empfängt und spendet.

Es bleiben noch drei Einzelfragen:

Es besteht anscheinend Unklarheit über den Begriff der wandelnden Kommunion. Sie wird unterschieden von der sitzenden Kommunion. Ob die Gemeinde zu zweien oder zu zwölfen vor den Altar tritt oder um den Altar herumgeht, es ist in jedem Fall wandelnde Kommunion. Bei der sitzenden Kommunion (z. B. in der Brüdergemeinde) bleibt die Gemeinde in den Bänken sitzen und der Pfarrer reicht ihr die Elemente. Die wandelnde Kommunion ist die in der Landeskirche übliche. Ausgenommen z. B. Abendmahlsfeiern mit Alten und Gebrechlichen. Zur Frage der Abendmahls helfer haben sich diesmal erfreulicherweise fast alle Berichte geäußert. Nahezu einstimmige Meinung ist: Grundsätzlich keine Bedenken, aber in Landgemeinden vorerst nicht gewünscht, in Stadtgemeinden kaum notwendig. „Man hat kein Verständnis, daß ein Glied aus der Gemeinde in dienender Weise am Tisch des Herrn steht. Ganz gewiß spricht hier die Ehrfurcht vor dem heiligen Abendmahl mit“ (Durlach). Wo sie in wenigen Gemeinden zum Einsatz kommen, haben sie sich gut bewährt. „Wir werden sie noch bitter nötig haben“ bemerkt ein Bericht. Und Freiburg schreibt: „Abendmahls helfer als Notlösung — wie es auch den Vollzug der Nottaufe durch Gemeindeglieder gibt — wird wohl allgemein bejaht. Aber es kann hier nicht bloß die These vom allgemeinen Priestertum in die Debatte geworfen werden, sondern es muß zugleich das Predigtamt und die Ordination des evangelischen Geistlichen neu überdacht werden.“ Sehr bedrückend ist die mit einer Ausnahme registrierte Tatsache, daß die Zahl der „Kranken-kommunionen“ in rapidem Absinken begriffen ist. Obwohl die landläufigen Gründe (Sterbesakrament usw.) bekannt sind, ist doch nicht zu verstehen, warum so wenig Kranke oder auch Alte und Gebrechliche das heilige Abendmahl begehren. Hier entsteht für die Gemeindeglieder neben ihrem pflegerischen Dienst eine große seelsorgerliche Aufgabe. Da wir aber alle sehr beunruhigt sein müssen, bitten wir die Frage der Krankenkommunion im nächsten Hauptbericht in einem besonderen Abschnitt zu behandeln.

9. Trauung

Verschiedene Pfarrämter haben sich in dankenswerter Weise die Mühe gemacht, der im letzten Bescheid aufgeworfenen Frage vermehrter Verschmähung der Trauung nachzugehen. Dieses Bild ist gottlob nicht so dunkel, wie es auf

den ersten Blick den Anschein hat. Der Hauptgrund bleibt nach wie vor die besorgniserregende Zunahme der konfessionell gemischten Ehen, die — religiös meist neutral — einer Entscheidung ausweichen. Sodann aber muß das Unheil der Wohnungsfrage bzw. „Wohnberechtigung“ als Grund dafür angesehen werden, die viele Verlobte zwingt, sich standesamtlich trauen zu lassen, ohne eigentlich schon verheiratet zu sein, ohne die Hochzeit feiern zu wollen. Dies wird auf später verschoben und damit auch die Trauung. Oft verfällt beides der Vergessenheit. Diesen Paaren muß nachgegangen werden. Eine nachgeholt „stille Trauung kann zu einem segensvollen Anfang einer christlichen Eheführung werden“ (Freiburg). Was nach der statistischen Erhebung jener Pfarrämter dann noch an ungetrauten Paaren übrigbleibt, sind einige wenige, die aus Gleichgültigkeit oder ganz bewußter Gegnerschaft sich nicht trauen lassen wollen. Sie haben eine ehrliche Lösung gefunden, gut für alle Beteiligten. Wer es ganz ernst nehmen will mit der nachgehenden Seelsorge, der nehme sich den Berichterstatter von Heidelberg zum Vorbild, der sich seit Jahren die Lektüre des städtischen Amtsanzeigers zur „Freitagspflichtlektüre“ macht. Auf dem Dorf verbietet meist schon die Sitte eine Verschmähung der Trauung.

Bei dem Problem der Trauung Geschiedener eröffneten sich keine neuen Perspektiven. Es bleibt die alte Not, auch wenn die Zahl derer, die eine Trauung begehren, stark zurückgegangen ist. Interessant ist der Ruf, nein, der Schrei nach der Lebensordnung, die endlich Klarheit und Einmütigkeit schaffen, aber doch der Freiheit seelsorgerlicher Entscheidung Raum lassen soll. „Die kommende Lebensordnung sollte verbindlich sprechen, ohne katholisch zu werden“ (Baden-Baden). Man ist sich also bewußt, wie groß das Problem einer evangelischen Lebensordnung ist. Sie kann kein „Gesetz“ sein und sie kann persönliche Verantwortung nicht abnehmen, und segensvoll kann sie nur dann sein, wenn sie von allen geachtet wird. Ein Ausschuß der Landessynode arbeitet z. Zt. an dem Fragenkreis der kirchlichen Trauung. Vorerst gilt das von der Landessynode im Herbst 1951 einstimmig angenommene Votum:

„Angesichts der Selbstverständlichkeit, mit der das evangelische Kirchenvolk heute von den Pfarrern auch in höchst problematischen Fällen Amtshandlungen erwartet, wird darauf hingewiesen, daß jeder Pfarrer das Recht hat, Kasualien, die seinem durch die Ordination an die Schrift gebundenen Gewissen widerstreiten, z. B. Trauung von Geschiedenen, abzulehnen. Eine Ordnung für die Landeskirche ist in Vorbereitung.“

Wenn ein Pfarrer nach reiflicher Prüfung zu einer Ablehnung kommt, kann er mit gutem Gewissen auch keinen Entlaßschein geben. So viel Zivilcourage und Brüderlichkeit gegenüber den Amtsbrüdern müssen wir haben, daß wir uns nicht um eine klare Stellungnahme drücken. Mit der Verweigerung des Entlaßscheines ist auch dem „Spezialisten für

die Trauung Geschiedener“ (Boxberg) das Handwerk gelegt.

Mehrmals wird die Frage des *tempus clausum* aufgeworfen. Die Meinungen gehen im einzelnen weit auseinander. Im allgemeinen besteht Übereinstimmung, daß wenigstens die Karwoche und die Bußtagswoche in die geschlossene Zeit einbezogen werden sollte. Den Samstag von Trauungen freizuhalten, wird unmöglich sein, obwohl, wenigstens in den Städten, durch das verlängerte Wochenende, das sich auch der Standesämter bemächtigt hat, sich eine andere Entwicklung abzeichnet.

Über konfessionelle Mischehen mit katholischen, griechisch-unierten oder griechisch-orthodoxen Christen, die durch Zuzug ausländischer Gastarbeiter und Gastarbeiterinnen häufiger geworden sind, hat der Oberkirchenrat am 3. Januar 1962 eine Verfügung und eingehende Belehrung ausgegeben, die wir sehr der Beachtung empfehlen.

Die Trauung zwischen Christen und Nichtchristen ist durch Erlaß des Oberkirchenrats vom 22. 8. 1940 (VBI. S. 79) geregelt, der in seinem Punkt 1 folgenden Wortlaut hat:

„Die kirchliche Trauung wird abgelehnt, auch wenn nur ein Ehegatte Nichtchrist ist, d.h. nicht getauft ist.“

Dieser Erlaß, damals unter anderen Voraussetzungen ergangen, gilt grundsätzlich heute noch.

Zur Trauung wesentlich als notwendige Vorbereitung gehört das Traugespräch unter sechs Augen. Dieses Gespräch darf sich unter keinen Umständen nur auf ein rein Formales beschränken. Hier sind Fragen möglich, hier kann Rede und Antwort gestanden werden. Anders als in der Kirche kann hier gesprochen und gehört werden. Wer die Anmeldung eines Kasualdienstes der Gemeindeführerin überläßt, verzichtet auf eine der besten seelsorgerlichen Gesprächsmöglichkeiten. Ebenso wesentlich zur Trauung gehört die Bekanntgabe der Eheschließung an die Gemeinde und der Aufruf zur Fürbitte. Was in ländlichen Gemeinden selbstverständlich ist, darf auch in städtischen nicht fehlen. Die jungen Eheleute sollen es merken, daß sie zu einer Gemeinde gehören, die sie tragen will. Und was geschieht nach der Trauung? Überlassen wir die jungen Familien ihrem Schicksal, ihren Erziehungsschwierigkeiten? Nur ein Bericht (Pforzheim-Stadt) spricht sich darüber aus. Haben wir bei der einzigartigen Gelegenheit des Traugesprächs und der Traupredigt dem Brautpaar vor Augen gestellt, was ihm geschenkt und was von ihm gefordert ist, was es bedeutet, die Ehe im Gehorsam gegen das Gebot Gottes und im Vertrauen auf seine Verheißungen zu führen, dann können wir die jungen Eheleute nicht einfach sich selbst überlassen. Was wir ihnen in nachgehender Seelsorge an Wegleitung schuldig sind, darüber sollten wir uns Gedanken machen.

10. Beerdigung

Die christliche Bestattungsfeier ist ein Gottesdienst, in dem die Kirche bezeugt, daß der Tod

der Sünde Sold ist, aber auch die Gabe Gottes verkündigt: das ewige Leben in Christus Jesus. Von diesem Grundsatz aus lassen sich die meisten der aufgeworfenen Fragen beantworten. Die Beerdigung ist die kirchliche Handlung, die kaum je verschmäht wird. Die Predigt am Grab ist unser schwerster und verantwortungsvollster Dienst. Erscheint sie einerseits als die große missionarische Gelegenheit, so muß sie doch andererseits des Verstorbenen gedenken und all dessen, was Gott an ihm und durch ihn getan hat, und der Trauernden, die des christlichen Trostes bedürfen. Wie kann beides — das Missionarische und das Seelsorgerliche — einander richtig zugeordnet werden? Unsere Bestattungsfeier ist ein Gottesdienst, und da kann nichts anderes verkündigt werden als die frohe Botschaft vom auferstandenen Herrn, der für alle Hilflosen und Verzweifelten die unica spes ist und dessen Gnade alle Sicherer zur Buße leitet. Mit einer solchen Evangeliums predigt sind die besonderen Verhältnisse des „casus“ weder gering geachtet noch abgewiesen. Wir sind im Gottesdienst und auf dem Friedhof Prediger des Evangeliums, nicht Diener menschlicher Wünsche.

Eine Stimme meint und sie kommt aus angefochtenem Herzen: Die freie Rede am Grab werde immer notwendiger und problematischer. Angesichts manches grauenvollen Sterbens sei es doch angebrachter, „im Rückgriff auf das Wort der Kirche und dessen Kraft“ zu reden und zu beten. Wir alle sind schon an Gräbern gestanden, wo es uns die Sprache verschlagen wollte. Aber was immer wir über die Lippen bringen, es kann nur ein von Herzen kommendes Zeugnis sein. Wie die Predigt im Gottesdienst ein Zeugnis sein muß, das die Gemeinde anspricht, und kein abgelesener Vortrag, der ins Leere geht, so auch auf dem Friedhof — nur mit dem Unterschied, daß hier der Mensch in einer ganz bestimmten Situation angesprochen wird, aber immer so, daß seine Lage und Verfassung vom Evangelium aus verstanden wird. Der Botschaft, die uns anvertraut ist, dürfen wir unbedingt zutrauen, daß sie den Menschen in jeder Lebenslage antrifft und anfaßt.

In zwei Kirchenbezirken wurde kritisch gefragt, warum die Landeskirche so energisch die Beerdigung Ausgetretener verweigere (Erlaß des Oberkirchenrats vom 17. 6. 1926). „Man könnte hier ein letztes Zwangsmittel zum Zahlen wittern.“ Das ist ein ungerechtfertigtes Mißtrauen. Wer seine Beobachtungen und Erfahrungen auf diesem Gebiet gemacht hat, weiß ganz genau, daß in solchen Fällen das Begräbnis meist nicht wegen des Trostwortes begehrt wird — man könnte dann mit der angebotenen häuslichen Feier einverstanden sein —, sondern weil man das Decorum auf dem Friedhof nicht vermissen will. Unsere Bestattungsfeier ist ein Gottesdienst, und da haben wir nicht als „Lorbeerbäume“ zu fungieren, sondern als Diener des Evangeliums.

Wenn christliches Begräbnis, dann auch christlicher Choral. Es wird in der Stadt nicht im-

mer möglich sein, daß die Gemeinde singt, obwohl immer wieder Versuche gemacht werden. Dafür können Orgel oder Harmonium das Glaubenslied anstimmen, womit sich die Gemeinde zu ihrem auferstandenen Herrn bekennt. Unerträglich aber ist aller rührselige Schmalz und eine Entwürdigung der Orgel dazu. Auch ein Chor oder ein Verein kann den Dienst der Gemeinde übernehmen, wenn er sich mit einem Choral dem gottesdienstlichen Charakter der Feier einordnet.

Viele kirchenfremd gewordenen Menschen kommen nur aus Anlaß von Taufe, Trauung oder Beerdigung wieder einmal zur Predigt. Laßt uns alles dazu tun, daß solcher Anlaß zu einer Begegnung mit dem Evangelium werde.

11. Christenlehre

Da das Jammerlied über die Christenlehre seit Jahren nicht verstummt, ist eine grundsätzliche Besinnung noch einmal notwendig. Die Kernfrage ist die nach dem Sinn der Christenlehre. Ist sie „christliche Unterweisung der konfirmierten Jugend“ oder „Hinführung zum Gottesdienst“? Unseres Erachtens ist das keine Alternative. Selbstverständlich ist sie Hinführung zum Gottesdienst, wie auch schon der Konfirmantenunterricht und die Konfirmation. Aber sie ist auch Unterweisung, und zwar in anderer Weise als es im Religionsunterricht und in umfassenderer Weise als es im Jugendkreis möglich ist. Sie ist seelsorgerliches Gespräch in dem besonderen Vertrauensverhältnis zwischen dem Konfirmator und seinen Konfirmierten, insofern einzigartig und unersetzbar. Von daher ist einfach unverständlich, wie einige Urteile lauten können: „Sie könnte ruhig wegfallen. Kinder und Pfarrer haben keine Freude. Unlust und Langeweile geistern durch die Räume.“ Diesen Einzelstimmen gegenüber muß festgestellt werden, daß die überwältigende Mehrheit der Pfarrer, gewiß 95 %, an der Christenlehre festhalten wollen. „Sie ist eine gute Gelegenheit, mit der ganzen Jugend in Kontakt zu bleiben“ (Rheinbischofsheim). Sie ist „als Jugendkatechese im entscheidenden Lebensalter ein kostbar zu hütendes Gut unserer badischen Landeskirche. . . . Besonders auch für solche Gemeinden, deren geringe Seelenzahl eine sonstige regelmäßige Versammlung Jugendlicher um Gottes Wort nicht erlaubt“ (Lörrach). Verschiedene Berichte berühren den entscheidenden Punkt. Man denkt zu viel an die, die wegbleiben, und freut sich zu wenig über die, die kommen. Und das ist oft die Hälfte der Konfirmierten, manchmal sogar mehr. Und es sind mehr und andere als in den Jugendkreisen. „Für die müssen wir da sein, und das in rechter Weise“ (Karlsruhe-Stadt). Angesichts der Müdigkeit und Unlust erfreut ein Satz aus dem Boxberger Bericht: „Wenn die Einrichtung der Christenlehre nicht bestünde, müßte sie erfunden werden. Wo, wie und wann könnten wir das Glaubensgespräch mit unserer konfirmierten Jugend pflegen, wenn wir die Christenlehre nicht mehr hätten. . . . Persönlicher Einsatz ist freilich nötig.“ Wenn man sich die Zahl der jungen

Menschen vorstellt, die in unserer badischen Landeskirche durch die Christenlehre in Kontakt mit der Gemeinde und unter der Wirkung des Wortes Gottes bleiben, so ist eine „Abschaffung“ schlechterdings nicht zu verantworten. Auch eine einzelne Gemeinde mit vielleicht weniger guten Erfahrungen kann es nicht verantworten, weil sie damit den Schwestergemeinden in den Rücken fällt. Warum sollten wir jedem Stimmungswind und Zeitgeist nachgeben? Warum die Flinte ins Korn werfen?

Auf einem anderen Blatt steht, wie die Christenlehre zu gestalten sei. Natürlich braucht die heutige Form nicht für alle Zeit dieselbe zu bleiben. In vielen Gemeinden steht man mitten drin im Suchen neuer Formen. Wir unsererseits möchten aber zur größten Vorsicht raten. Es ist leicht, etwas Erprobtes und zu guter Sitte Gewordenes einzureißen, es ist schwer, etwas Neues aufzubauen, es ist noch schwerer, etwas Verlorenes wiederzugewinnen. Der von der Landessynode eingesetzte Ausschuß für die Lebensordnung beschäftigt sich z. Zt. mit diesem Teil der neuen Konfirmationsordnung und wird demnächst seine Ergebnisse vorlegen. Ihm werden auch die Hauptberichte zugeleitet werden.

Als der einschneidendste Vorschlag muß angesehen werden, die Christenlehre auf einen Werktagabend, allenfalls auf Freitag oder Samstag zu verlegen. Da sie den zweiten Gottesdienst des Sonntags doch nicht mehr darstelle, könne sie in Form eines Jugendkreises, in Form von Parties oder Meetings in Heimen mit Filmen und Schallplatten abgehalten werden. So richtig eine solche Auflockerung hin und wieder sein kann, die Gefahr der Auflösung in unverbindliche Unterhaltungsabende ist groß. Der Evang. Oberkirchenrat hat darum nur in wenigen Einzelfällen (Diasporagemeinden) eine Verlegung auf den Werktagabend genehmigt, und zwar nur für eine gewisse Zeit zur Erprobung. Einige Bezirkssynoden warnen dringend vor diesem Experiment und verweisen auf die schlechten Erfahrungen der katholischen Kirche mit der Abend-Christenlehre. „Meint jemand wirklich, die Christenlehrepflichtigen kämen treuer zum Gottesdienst, wenn die Christenlehre an einem Werktagabend gehalten wird? Gilt es denn wirklich, daß die Christenlehre die Teilnahme der Jugendlichen am Hauptgottesdienst beeinträchtigt? Oder bleiben nicht ohne Christenlehre die, die heute fehlen, auch fort und eine ganze Reihe noch dazu?“ (Karlsruhe-Stadt)

Eine bessere Lösung ist der „Jugendgottesdienst“ in der Frühe oder am Abend, in einer ganzen Reihe von Gemeinden mit gutem Erfolg erprobt. Die ganze Gemeinde wird dazu eingeladen und viele sind dankbar für die frühe oder späte Stunde. Im Jugendgottesdienst sind beide Anliegen vereint: Hinführung zum Gottesdienst und Gespräch mit der Jugend, dem manche Gemeindeglieder mit großem Interesse folgen. Diese Lösung ist wohl nur da zu verwirklichen, wo keine Filialgemeinde zu bedienen ist. Wie auch immer die Form der Christenlehre aussehen wird, an der Sache selbst ist nichts abzustreichen. Nur eine Kirche, die auf die

kommende Generation verzichtet, kann in die Abschaffung einwilligen.

Aber es geht nicht ohne persönlichen freudigen Einsatz. Ein neuer zeitgemäßer Stoffplan würde vielen eine Hilfe sein. Wir können zu den Christenlehrentwürfen von Amtsbruder Bössinger greifen oder zu dem Buch: „Mit Freude ans Werk“ von E. Schnitzler. „Die Leuchtspur“ hat gute Themen und sollte in keinem Kreis fehlen. Hier sind die Hilfen, die wir suchen. Trotzdem geht es nicht ohne gute Vorbereitung und ohne eigene Ideen. Manche besprechen fortlaufend ein kurzes Buch der Heiligen Schrift. Wann haben wir dazu je Gelegenheit? Und zu welchen Lebens- und Glaubensfragen hat sie keine Antwort? Andere gehen den umgekehrten Weg: von den Fragen der jungen Menschen zur Schrift; wobei der „Fragekasten“ gerne benutzt wird, wo auch die Scheuen ihre Fragen vorbringen können. Wenn da Unlust und Langeweile durch den Raum geistern, dann müßte zuvor das Leben langweilig sein. Wer freilich mißmutig und freudlos und ohne Liebe zu seiner Jugend die halbe Stunde durchquält, wer unpünktlich und unvorbereitet nur noch einmal die Predigt wiederkaut, dem gibt die Jugend die entsprechende Quittung. Denn sie fühlt genau, wer es gut meint und wem an ihr gelegen ist. Dem dankt sie es aber auch mit treuem Kommen und Hören, und zwar freiwillig und ungezwungen.

12. Kindergottesdienst

Mit einem Satz, dem keiner widersprechen wird, ist alles gesagt: „Das ist eine der schönsten Aufgaben“ (Bretten). In den Städten ist zwar die Zahl der Kinder durch die Motorisierung der Eltern zusammengeschrumpft, aber das kann uns nicht hindern, „uns mit besonderer Liebe und Fröhlichkeit zu bemühen; denn hier wird der entscheidende Same für das spätere Leben der Kinder gestreut“ (Ladenburg-Weinheim). Noch wichtiger als bei den Jugendlichen ist bei Kindern die Pünktlichkeit, wo irgend möglich der regelmäßige sonntägliche Gottesdienst. Da auf die Mithilfe des Elternhauses wenig zu vertrauen ist, muß um so mehr den Kindern die festgelegte Stunde ihres Gottesdienstes in Fleisch und Blut übergehen. Ein Familiengottesdienst mag auf den ersten Blick bestechend sein, zumal da, wo ein Pfarrer mehrere Gemeinden zu bedienen hat. Aber die Schwierigkeiten sind groß, eine Kinderpredigt ist etwas anderes als eine Predigt für Erwachsene. Wir können nicht einfach das Klischee des katholischen Familiengottesdienstes übernehmen.

Wichtig für Kinder sind kleine Freuden und Dienste. Sie freuen sich an Bildern, sie singen mit Freude ihre Geburtstags- und Lieblingslieder, sie sind begeistert vom Gruppenspaziergang oder vom Spielen am Sonntagnachmittag, sie freuen sich das ganze Jahr auf den Sommerausflug und den Waldgottesdienst — ein Kinderherz ist so leicht zu gewinnen. Ebenso gerne sind sie bereit zu kleinen Diensten, womit sie schon frühzeitig in das Gemeindeleben hineingeführt werden. Die Klei-

neren verteilen die Blätter, die Größeren sammeln das Opfer ein, die älteste Gruppe führt die Aufsicht. „Das hat zur Folge, daß die einen häufiger kommen, weil sie kontrolliert werden, die anderen, weil sie kontrollieren“, so heißt ein origineller Satz im Mannheimer Bericht. Aber das alles sind Bänder, womit wir Kinder an ihren Gottesdienst binden und ihn lieb und wichtig machen können.

Eine große Hilfe ist dabei der Helferkreis. Wer diese Stütze kennt, wird sie nie missen wollen. Er trägt nicht nur den Kindergottesdienst, sondern er ist an sich ein Stück Jugendarbeit, ist in sich ein Kernkreis der jungen Gemeinde. Aus ihm erwachsen auch die Helfer und Helferinnen, die im Notfall oder im Filialort die Arbeit selbständig übernehmen. Wir möchten aus eigener Überzeugung und Erfahrung Mut machen, einen solchen Helferkreis zu bilden bzw. ihn wieder aufleben zu lassen. Freilich muß man sich um ihn kümmern. Es muß in einer Stadt oder in einem Kirchenbezirk auch möglich sein, die verschiedenen Helferkreise ab und zu zu einem Rüsttag zusammenzurufen, damit sie sich kennenlernen, voneinander lernen und sich gegenseitig stärken. Vorbereitung und Durchführung solcher Rüsttage könnte eine besonders schöne Aufgabe für die Bezirkskirchenräte sein.

Auch Einladung und Werbung zum Kindergottesdienst ist noch nie umsonst gewesen. Die beste Einladung geschieht durch den Pfarrer selbst im Schulunterricht. Nicht umsonst legen die katholischen Pfarrer einen großen Wert darauf, in allen Klassen der Volksschule tätig zu sein. Wir können unser Deputat durchaus so verteilen, daß wir in möglichst viele Klassen kommen. „Wer in allen Klassen seiner Volksschule ist, der hat den besten Kindergottesdienstbesuch“, sagt ein Bericht. Dies Rezept wird nicht immer auszuführen sein, aber es hat ganz bestimmt seine Richtigkeit. Das Gleichnis vom Sämann gilt in aller Arbeit des Reiches Gottes, auch in Kindergottesdienst und Christenlehre, da zuallererst. Warum sollten wir traurig oder müde werden? Einige Samenkörner fallen ganz gewiß auf gutes Land, und sie bringen viel Frucht.

13. Schulgottesdienst

Im Zeitpunkt der Abhaltung der letzten Bezirksynoden war der ministerielle Erlaß vom 28. Juni 1960 über Einführung wöchentlicher Schulgottesdienste eben erst bekannt geworden. Die meisten Berichte beschränken sich daher auf die bis dahin üblichen Tertialgottesdienste oder Gottesdienste zum Beginn und Schluß eines Schuljahres. Von ihnen sprechen wir zuerst.

Nur wenige radikale Kritiker fordern ihre Abschaffung auch aus dem Grund, weil sie eine „katholische Aktion“ dahinter vermuten. Die überwiegende Mehrheit der laut gewordenen Stimmen läßt Gerechtigkeit walten und sieht bei allem Problematischen das Gute. Die Beteiligung ist meist befriedigend, teilweise sogar bis zu 100 %, vorab in den Städten, wo sogar die Kirchen zum Teil zu

klein sind. Vielfach kommt aus dem Kreis der Schüler der Wunsch nach eigenen Abendmahlsfeiern. „Alle kommen mitsamt den Lehrern.“ — „Auch Katholiken nehmen teil.“ — „Selbst solche Eltern nehmen teil, die man sonst nicht sieht.“ — Solche Zitate ließen sich vermehren. Daraus ist zu ersehen, daß sich diese Art Gottesdienst trotz aller Bedenken durchgesetzt hat. Eine Schwierigkeit sehen manche darin, daß es keine feste liturgische Ordnung gibt. Dieser Mangel kann aber gerade der Reichtum des Schulgottesdienstes sein. Bei ihm ist Freiheit des Gestaltens möglich, wogegen der Sonntagsgottesdienst seine feste Ordnung hat. Hält man sich beim Schulgottesdienst an eine vorgegebene Form, so können die Klassen abwechselnd die liturgischen Stücke singen (Mannheim) oder den Chor ersetzen. Wählt man eine freie Form, so sind noch mehr Möglichkeiten gegeben, die Jugend selbst zu beteiligen (Psalmengebete, Lesungen). Trägt und gestaltet die Jugend den Gottesdienst als den ihren, so wird sie sich auch danach benehmen. Ein Schulgottesdienst braucht keine „kirchlich organisierte Saalschlacht“ zu sein. Das läßt sich vermeiden, wenn einige Grundregeln eingehalten werden: pünktlich, kurz, fröhlich, interessant, Beteiligung der Jugend, Ordnungsdienst der Älteren, im Notfall Teilung in zwei Abteilungen. Besser, die ganze Schulgemeinde bleibt zusammen. „Hier liegt die Schwierigkeit des Schulgottesdienstes, aber das ist zugleich die große Verheißung, die er hat“ (Mannheim). Schwierigkeit bereitet die zeitliche Ansetzung des Schülergottesdienstes am Reformationstag. Wo sie unüberwindlich ist, kann der Gottesdienst auf den letzten Schultag vor den Herbstferien oder auf den Allerseelentag verlegt werden. Durlach berichtet, daß die Jugend vollzählig an diesem Tag da war, der an sich schon Feiertagscharakter trägt. Ein Notbehelf gewiß; aber solange sich keine bessere Lösung abzeichnet, kommt es auf einen Versuch an. Wir sollten sehr beherzigen, was die Großstadtgemeinde Mannheim zu den Schulgottesdiensten im ganzen sagt: „Wenn der Schulgottesdienst wegfällt, so geht das auf Kosten derer, die nur selten einen kirchlichen Raum betreten: auf Kosten der Kinder, die aus völlig entkirchlichten Familien kommen.“

Ungetrübte Freude bereiten die Schulanfängergottesdienste. Fast vollzählig erscheinen die Kinder mit ihren Müttern, oft auch mit den Vätern und Großeltern. Sie sind dankbar dafür, daß sie die Gemeinde bei diesem oft nicht leichten Schritt mit ihrer Fürbitte begleitet.

Eine ganz neue Situation ist durch die beiden ministeriellen Anordnungen vom 28. Juni 1960 und vom 13. März 1961 entstanden. Danach ist für alle Schulen die erste Stunde am Mittwochvormittag für einen Schülergottesdienst freizuhalten, „sofern nicht die örtlichen Kirchenbehörden durch übereinstimmende Erklärungen an die Schulleitung darauf verzichten“. Der Evang. Oberkirchenrat hat es ausdrücklich in das Ermessen der Pfarrämter gestellt, von diesem Angebot des Staates Gebrauch zu machen oder nicht. Erfahrung

gen hierüber konnten, wie oben erwähnt, bei den Bezirkssynoden von 1960 noch nicht vorliegen. Aber die Dekane haben sich bei der Dekankonferenz im Januar dieses Jahres gründlich ausgesprochen. Nachdem in der ganzen Landeskirche anfänglich die Wogen sehr hoch gegangen waren, haben sie sich später beruhigt, zumal keine Gemeinde zur Einführung dieses Gottesdienstes gezwungen wird. Bei ruhiger Betrachtung ergibt sich folgendes Bild: Eine große Anzahl von Gemeinden, besonders in rein dörflichen evangelischen Bezirken, lehnt den wöchentlichen Schulgottesdienst ab, weil er in keiner Sitte verankert ist. Zum mindesten nimmt man eine abwartende Stellung ein. In der Großstadtgemeinde scheidet — abgesehen von einigen Ausnahmen — die Einführung an der Raumfrage, an den riesigen Schülerzahlen, an den Fahrschülern. Dagegen haben viele Vorortgemeinden mit geschlossenem Charakter sehr gute Erfahrungen gemacht und wollen unbedingt an dem Gottesdienst festhalten, weil mehr Jugend als im Kindergottesdienst erreicht wird, und weil die Besucherzahl des Kindergottesdienstes eher gestiegen als gesunken ist. Ähnliche Urteile liegen von der Diaspora oder von stark katholisch durchsetzten Gemeinden vor, wo man sich nicht ohne Gewinn dem Vorgehen der katholischen Kirche angeschlossen hat. Eine kleinere, aber nicht unbedeutende Zahl von Pfarrern hat sich zu ganz positiver Einstellung durchgerungen und ist heute über eine solche uns zugefallene Möglichkeit beglückt. „Wo wir Pfarrer selbst mit Freude dabei sind, ist dieser Gottesdienst möglich.“ Das ist keine vereinzelte Stimme. Man sieht, wie verschieden die Reaktionen auf das Angebot des Staates sind. Im ganzen gesehen muß auch berücksichtigt werden, daß in vielen Schulen wöchentliche Morgenfeiern oder Morgenwachen schon zuvor bestanden, auf die niemand verzichten will, und daß durch weitere Schulgottesdienste Belastungen unserer Pfarrer entstehen, die nur schwer zu ertragen sind. Trotzdem sollten wir uns hüten, aus irgendeinem Ressentiment die Schülergottesdienste in Bausch und Bogen abzulehnen und eine angebotene Möglichkeit zum Gottesdienst auszuschlagen. Wir leiden darunter, daß unsere evangelischen Gemeindeglieder nur schwer Zugang zum Gottesdienst finden. Hier ist uns eine Gelegenheit vor die Füße gelegt, schon Kinder vor dem Konfirmationsalter aktiv am Gottesdienst zu beteiligen, sie einzuüben in das christliche und gottesdienstliche Leben, in das Singen und Beten der Gemeinde. Vor allem ist es eine Gelegenheit, zu zeigen und zu praktizieren, daß auch ein Werktag mit Gott angefangen werden kann. Es ist eine banale Weisheit, wenn gesagt wird: „Der Werktag ist zum Arbeiten da, der Sonntag für den Gottesdienst.“ Wir haben doch erkannt, daß diese schizophrene Teilung eine schlimme Krankheit der heutigen Christenheit ist. Wie soll denn diese Krankheit anders überwunden werden, als dadurch, daß ein Zeichen aufgerichtet wird! Die Gemeinde muß es wissen und immer wieder schon durch das Läuten der Glocken hören, daß der Gottesdienst nicht am Sonntag zu Ende ist,

sondern ständig durch die Woche weitergeht, und daß auch der Werktag mit Lied und Gebet begonnen und beschlossen werden kann. Der Sonntagsgottesdienst bleibt die Mitte, aber doch so, daß wir beweglicher werden in der Ansetzung werktäglicher Gottesdienste. So könnte sich durchaus am Mittwochfrüh ein neuer Ansatz herausbilden. Schon jetzt gibt es eine ganze Reihe von Gemeinden, in denen sich auch Erwachsene einfinden und die Morgenandacht dankbar mit der Jugend halten. Wo sich das herausgebildet hat, müssen wir es doch festhalten! Könnte hieraus nicht eine neue geistliche Gewöhnung werden? Und eine neue Art von lebendigem evangelischem Gottesdienst, in dem der Pfarrer nicht allein amtiert, sondern neben ihm jugendliche Lektoren, Helfer und Sänger, die hier einen legitimen Auftrag haben? Haben wir eine Sache als gut und der Gemeinde dienlich erkannt, so interessiert uns nicht mehr, wo der Ursprung und wer der Urheber war. Aber wir nützen eine gute Gelegenheit, solange sie uns geboten wird. Was Karlsruhe-Stadt von den Schulgottesdiensten im allgemeinen sagt, das gilt mutatis mutandis auch vom Mittwochgottesdienst: „Man sollte sich immer die gegensätzliche Distanz von Schule und Kirche im ‚Dritten Reich‘ vorhalten, um innezuwerden, daß Kritik an dieser Einrichtung nicht erlaubt ist.“

14. Kirchenmusik

Ehedem war die Kirchenmusik Sache einiger Liebhaber und Spezialisten und beschränkte sich weithin auf „Kirchenkonzerte“ oder „Verschönerung“ des Gottesdienstes. In den vergangenen Jahren ist eine gründliche Neubesinnung parallel der gottesdienstlichen Neubesinnung eingetreten. Kirchenmusik ist Musik im Gottesdienst und für den Gottesdienst und insofern Sache der Gemeinde; inhaltlich ist sie Verkündigung, Lob und Anbetung Gottes, und also integrierender Bestandteil des Gottesdienstes. Der Gemeindegesang und das sonntägliche Orgelspiel gehören ebensogut zur Kirchenmusik, wie das Singen der Kirchenchöre und Blasen der Posaunenchöre. Alle Äußerungen der Kirchenmusik haben ihr Zentrum in dem helfenden Dienst, daß Gottes Lob in der Gemeinde verkündigt wird.

Es gehört zu den beglückendsten Erfahrungen, daß unsere Kirchenchöre und Kantoreien landauf landab zu dieser eigentlichen Aufgabe hinfinden. Die Frage, ob ein Chor die äußere Form eines Vereins oder die eines Gemeindegliedes hat, ist eine Frage untergeordneter Bedeutung. Nicht die Form ist das Entscheidende, sondern die innere Einstellung. Im allgemeinen ist der „Vereinscharakter“ abgelegt in der richtigen Erkenntnis, daß ein Chor bei festerer Bindung an die Gemeinde besser um seinen Auftrag weiß. Es mehren sich aber doch auch die Stimmen, welche die alte Form nicht aufgeben wollen. Man sieht etwas Gutes darin, daß das familiäre Zusammensein den Chor zusammenhält. Das ist wichtig, da in vielen Chören die Reihen sich lichten und auch eine neue Form die Nachwuchssorge nicht gelöst hat. Hat der Kirchenchor

seinen Dienstcharakter der Verkündigung im Gottesdienst erfaßt, dann „kann auch die Vereinsform nicht schaden, da sie eine nötige gesellige Funktion innerhalb der Kirchengemeinde erfüllt“ (Sinsheim). Wie dem auch sei, die unermüdete Treue unserer Chöre, Kantoreien und Singkreise verdient alle Anerkennung. Wer einmal einen Bezirks- oder Landeskirchengesangstag miterlebt hat, weiß, daß hier Gemeinde sichtbar wird, die sich mit ihrem Lied zum Herrn bekennen will.

Das größte Problem der Chöre ist, daß es an rechten Leitern fehlt, wie es an Organisten fehlt. Die ideale Lösung ist die Berufung eines haupt- oder nebenamtlichen Kantors. Das ist aber für kleinere Gemeinden nur möglich, wenn der Kantor noch eine andere sinnvolle Beschäftigung übernimmt. Daher der vielfach vorgetragene Wunsch, es möchten im Kirchenmusikalischen Institut Kirchenmusiker und Katecheten ausgebildet und damit das Kantorat alter Prägung wieder neu geschaffen werden. Ob sich der berechtigte Wunsch erfüllen läßt, kann heute noch nicht gesagt werden, zumal das in erster Linie eine Frage an die Studierenden des Kirchenmusikalischen Instituts selbst ist.

In vielen Gemeinden haben in dankenswerter Weise die Lehrer den Kantorendienst übernommen. Aber auch da lichten sich die Reihen, nicht aus bösem Willen. In den wenigsten Familien ist heute noch die Hausmusik daheim, und selbst wenn ein junger Mensch sie ein wenig betrieben hat, ist er damit den vermehrten Anforderungen vor dem Chor und an der Orgel nicht gewachsen. Mit Recht heißt es im Mannheimer Bericht: „Wer Klavier zu spielen versteht, ist noch lange kein Kirchenmusiker.“ Selbst das Klavierspiel lernen heute wenige. So bleiben Laienkräfte, die die nötige Liebe und Begeisterung haben; es sind Arbeiter und Angestellte und viele Pfarrfrauen, die mit großen zeitlichen Opfern jeden Sonntag und manchen Abend der Gemeinde und der Kirchenmusik dienen. Aber mit der Begeisterung allein ist es nicht getan. Die Gemeinden selbst müssen dafür sorgen — und zwar zeitig, nicht erst, wenn die Orgelbank leer ist —, daß diese ihre dienstbereiten Leute beim Bezirkskantor oder beim Kirchenmusikalischen Institut die notwendige Ausbildung erhalten. Nur dann wird ihnen der Dienst lieb und der Gemeinde wertvoll. Die Kosten einer solchen Kurzausbildung muß die Kirchengemeinde übernehmen, die auf weite Sicht planen muß.

Dabei sind die besten Berater und Helfer die Bezirkskantoren. Nach dem Kirchenmusiker-gesetz „fördert der Bezirkskantor das kirchenmusikalische Leben seines Bereiches“. Das ist seine eigentliche Aufgabe. Damit ist er nach Zeit und Kraft voll ausgelastet. Dazu gehören sowohl die Fortbildungskurse als auch das Aufsuchen und Ausbilden geeigneter Männer und Frauen in den Gemeinden. Es steht in merkwürdigem Widerspruch zueinander, daß auf der einen Seite laut nach dem tatkräftigen Bezirkskantor gerufen wird, von der anderen Seite aber darüber geklagt wird, daß sein

mühevoll Wollen in den Wind geschlagen wird, als ob er völlig entbehrlich sei. Noch fehlen — besonders in Südbaden — in einigen Kirchenbezirken die Bezirkskantoren. Es liegt im eigensten Interesse der Gemeinden, daß vakante Stellen möglichst bald besetzt werden. Die Anträge stellt der Kirchenbezirk im Benehmen mit dem jeweils zuständigen Vertrauenspfarrer für Kirchenmusik. Außer den Bezirkskantoren hat die Landeskirche einen Landeskirchenmusikwart, der die Gemeinden und den Referenten im Oberkirchenrat in allen Fragen der Kirchenmusik berät, und einen Landesjugendsingwart, dessen jugendgemäßes Wirken oftmals die Brücke zwischen den älter werdenden Chören und der Jugend der Gemeinde schlägt.

In manchen Gemeinden ist das Verhältnis zwischen den verantwortlichen Trägern der Kirchenmusik, also zwischen Kirchenchören, Posaunchören und Kirchenmusikern gestört. Es hat keinen Sinn, sich die Augen zu verschließen: wenn hier ein Nebeneinander oder gar ein Gegeneinander und nicht ein Miteinander ist, ist es schlecht in einer Gemeinde bestellt. Auch der Posaunenchor hat seinen Platz im großen „Konzert“ der Kirchenmusik. Meist sind die Bläser und Leiter musikalische „Laien“, aber es lebt unter ihnen eine echte Begeisterung und das Feuer einer großen Liebe. „Der Eifer der Bläser ist beispielhaft“ (Lörrach). Daß da innerhalb der Landeskirche ungefähr 3 500 junge Männer sind, getrieben von einem großen Missionseifer, bereit, auch in der Öffentlichkeit Zeugnis zu geben, das ist ein großer Dienst in der Gemeinde. Jeder Kreis, jeder Chor dient mit der Gabe, die er empfangen hat. Sobald wir diesen neuteamentlichen Maßstab anlegen, entfällt alle falsche Rivalität und dumme Empfindlichkeit und Einseitigkeit. Wir fragen nicht danach, wer ein Vorrrecht hat: das Singen oder das Blasen. Wir fragen nur, worauf es heute ankommt. Und das ist, daß wir miteinander wetteifern im Loben und Rühmen Gottes.

Da und dort stellen sich auch weltliche Gesangsvereine für den Gottesdienst zur Verfügung. Warum sollen wir uns nicht darüber freuen? Es sind ja auch Glieder unserer Gemeinden. Auch für diese Vereine und Chöre gilt der allein gültige Maßstab: Wer den Gottesdienst nur musikalisch „dekoriert“, akustisch „verschönern“ will, wem es nur um „Darbietungen“ oder gar „Einlagen“ zu tun ist, hat nichts im Gottesdienst zu suchen. Wer aber sein Lied zur Ehre Gottes, für den Dienst in und an der Gemeinde singt, soll uns herzlich willkommen sein. Entsprechende Liederhefte sind in Vorbereitung; manche Vereine haben sich auch die Chorsätze, die der Landesverband der evangelischen Kirchenchöre in Baden zu den Landeskirchengesangstagen herausbringt, beschafft, das beste an Singgut, das vorhanden ist.

Noch ein Wort zur Jazzmusik und zu den Spirituals und Gospel-Songs, die mit der Rhythmik und Melodik des schwarzen Erdteils auch in unsere Gottesdienste einzudringen versuchen. Im

Zeichen der Oekumene wissen wir heute, wie verschieden in den einzelnen Völkern Gottesdienst gehalten und wie verschieden in den Gottesdiensten musiziert wird. In Afrika etwa mit der Trommel, in Indonesien mit dem Gamelan-Orchester. Das mag für dort das Richtige sein, zumal die Rhythmik eine andere Rolle spielt und die Melodik eine andere ist als bei uns. Aber mit einer bedenkenlosen Übernahme sollten wir äußerst zurückhaltend sein. Eine Pflanze kann man nicht ohne weiteres in fremdes Land verpflanzen, ohne ihr Gewalt anzutun. Und sie ist im fremden Erdreich nicht das, was sie im eigenen ist. Das gilt auch von der Musik.

Über eines müssen wir uns klar sein: Die Pflege guter Kirchenmusik erfordert von der Gemeinde erhebliche finanzielle Opfer. Man kann nicht Kirchenmusik in guter oder gar vollendeter Form fordern und zugleich Kantor und Chor als fünftes Rad am Wagen oder als notwendiges Übel betrachten. Die Konkurrenz der Schallplatten und des Rundfunks ist so groß, daß hohe Anforderungen gestellt sind. Nicht jede Gemeinde kann den Ehrgeiz bester Kirchenmusik haben. Das ist nur an Schwerpunkten möglich, da aber mit Einsatz aller notwendigen Mittel.

15. Nebeneinander von Werkarbeit und Wochengottesdienst

Über das Notvolle des Nebeneinander von Werkarbeit und Wochengottesdienst ist schon so viel nachgedacht und gesagt worden, daß es sich erübrigt, Altes zu wiederholen. Weil aber die Klagen über die Häufung der Wochenveranstaltungen nicht verstummen, so ist wichtig, darauf hinzuweisen, daß dieses „Nebeneinander“ eine von der Sache her echte Spannung ist, die ausgehalten werden muß. In Wochengottesdienst oder Bibelstunde wird eine Gemeinde „aufgebaut auf den allerheiligsten Glauben“ — in den meist kleineren Werkkreisen sammelt sich die Gemeinde, die den Glauben in die Tat umsetzen und missionarisch wirken will. Dabei braucht das Vielerlei der Kreise nicht nachteilig zu sein, weil es „schließlich auch ein Ausdruck eines gesunden Gemeindelebens ist“ (Karlsruhe-Land). „Hörer und Täter des Worts“, beides gehört zusammen; beides gehört zum rechten Christsein und keines kann sein ohne das andere. Wer in einer „Radikal-Operation“ einen der beiden Zweige vom Baum der Gemeinde abschneidet, macht es sich unerlaubt einfach bzw. verstößt gegen Grunderkenntnisse christlichen Gemeindelebens.

Wie nun die beiden Teile einander zuzuordnen sind, ohne daß der Pfarrer oder auch die Gemeindeglieder überfordert werden, das ist eine Überlegung praktischer Art und kann immer nur vom Wesen und von der Struktur einer bestimmten Gemeinde aus beurteilt werden. Eines scheint uns allgemein notwendig zu sein: weise Beschränkung. Z. B. wochenweise abwechselnd mit den Kreisen Bibelabend für alle; oder monatlich einmal ein „Familienabend“ für alle Kreise (in dieser Woche fallen die anderen Veranstaltungen aus); oder an einem und demselben Abend Bibelarbeit und an-

schließend Kreisarbeit (vgl. das unter Abschnitt 6 Ausgeführte).

Eine solche Beschränkung scheint uns auch noch aus zwei anderen Gründen geboten. Mehr und mehr empfinden wir und die Gemeinden, daß die Familien in einer nicht zu verantwortenden Weise auseinandergerissen werden. „Wir predigen Zusammenhalt der Familie“ (Adelsheim) und wir zerreißten sie zugleich mit unseren Kreisabenden. Außerdem neigen alle Kreise zur Abkapselung und zu einem unerlaubten Eigendasein, wogegen wir zu betonen haben, daß sie ihr Recht nur im großen Ganzen der Gemeinde haben und im Dienstcharakter füreinander. Daher scheint uns eine Zusammenfassung aller Kreise in einem gelegentlichen gemeinsamen Zusammensein für jung und alt notwendig zu sein.

16. Männerarbeit

Wenn ein Bericht von den örtlichen Männerkreisen als von den „Fähnlein der sieben Aufrechten“ spricht und ein anderer kurz und treffend von ihnen sagt „klein aber fein“, so liegt in solchen Äußerungen bei aller Anerkennung der Treue der Wenigen ein Ton von Resignation. Es ist Tatsache, daß unsere herkömmlichen Männerkreise meist in einem Schrumpfungsprozeß begriffen sind, der verschiedene Ursachen haben mag. Im Heidelberger Bericht lesen wir: „Der Mann ist total in Anspruch genommen von der mechanisierten Tätigkeit in seinem Beruf . . . Er flieht in seine Lieblingsbeschäftigung. . . Dazu ist er noch geblendet von der Vorstellung, daß die Höhe des Lebensstandards den Rang und die Würde des Menschen ausmacht.“ Vor allem ist es der absolute Strukturwandel der Arbeit heute, die den Mann bis an die Grenze seiner Leistungsfähigkeit in Beschlag nimmt. Vielleicht spielen auch politische Gegensätze eine Rolle, die bis in unsere Kreise hinein wirken. Gleichwohl bleibt die Männerarbeit etwas vom Wichtigsten unseres Dienstes und ist nicht ohne Hoffnung. In einer ganzen Reihe von Gemeinden bestehen noch immer die alten „Männervereine“, und es ist erstaunlich, wie lebendig sie sind. Auch in unseren Gemeinschaften sammeln sich nicht selten Männerkreise, die ganz bewußt aus dem Worte Gottes leben wollen und der ganzen Gemeinde zum Segen werden. Manche gehören nicht unmittelbar zur Institution des Männerwerks der Landeskirche.

Die Kernfrage, die alle „Werke“ der Kirche beschäftigt, ist die, ob wir mit der herkömmlichen Form der Männerarbeit den Mann von heute erreichen oder ob wir nicht an ihm vorbeigehen. Die übliche Form auf dem Boden der Ortsgemeinde geschieht in der Sammlung von Männerkreisen oder im Zusammensein am Männerabend. Kein Einsichtiger kann sich die Augen davor verschließen, daß diese Männerkreise nur bestimmte soziologische Ausschnitte aus der Gemeinde sammeln. Einige Altersgruppen und Berufsschichten kommen in dieser Form der Männerarbeit überhaupt nicht oder nur unzulänglich vor. Wir denken etwa an die Intellektuellen, an die Arbeiter und an Schichten der heute 30 bis

50jährigen. Nun gibt es einige neue Organisationsformen, die versuchen, diese mit dem Leben der Kirche und mit dem Evangelium in Verbindung zu bringen. So etwa die evangelischen Akademien, von denen ausführlich später die Rede ist, und das Evang. Arbeiterwerk und die dörfliche Arbeit der Evang. Landeskirche in Baden. Diese Werke, die auch auf übergemeindlicher Basis eine wirkliche Männerarbeit betreiben, haben sich als durchaus lebensfähig und segensreich erwiesen. Tagungen in Industriezentren und mit Arbeitern aller Berufsklassen und Altersschichten haben dazu geführt, daß in nicht wenigen Betrieben „Kerne“ entstanden sind, „Stützpunkte“, die um so wichtiger sind, je schwerer alte Vorurteile auszuräumen sind und sich kommunistische Einflüsse nach vorne drängen. Für diesen Einsatz opfern die tapferen Obmänner ohne Rücksicht auf ihre Familien viel Zeit und Kraft. Welch schweren Stand sie auch in den eigenen Reihen haben, zeigt ein Satz aus dem Mannheimer Bericht: „Dabei sind die Kirchenchristen unter den Betriebsgliedern von erschreckender Gleichgültigkeit.“ In ähnlicher Weise, nämlich in berufsständischer, will die dörfliche Arbeit der Evang. Landeskirche in Bauern- und Jungbauerntreffen, in Dorfseminaren und Dorfwochen die Gemeinde auf dem Dorfe ansprechen. Besonders die ländlichen Bezirke, vorab der Wertheimer mit der Bauernschule auf der Gamburg, wissen viel Gutes und Erfreuliches zu berichten. Die Bemühungen der von der Landeskirche bestellten Männerpfarrer mit ihren Sozialsekretären und die der beiden Landesbauernpfarrer werden dankbar anerkannt, wie überhaupt der Einsatz des Männerwerks mit seinen vielgestaltigen Rüstzeiten und Arbeitstagungen.

Wir aber haben vor allem darüber nachzudenken, wie der Mann von heute auch auf dem Boden seiner Ortsgemeinde angesprochen werden kann. Wir werden, wenn es uns wirklich ernst damit ist, nicht darum herumkommen, in der Männerarbeit mehr leisig zu fahren. Sollten wir nicht einmal versuchen, den oder jenen Stand gesondert aufzusuchen? Als Beispiel nehmen wir die Lehrer der Gemeinde oder einer Stadt. Dabei ist wichtig, **nicht wieder einen neuen Kreis ins Leben zu rufen**. Diese Arbeit sollte vielmehr sporadischen Charakter tragen: drei bis vier Mal im Jahr, und zwar in einem guten äußeren Rahmen. Viele Männer wollen nicht in einem „Kreis“ vereinnahmt werden, sie scheuen Verbindlichkeit; aber von Fall zu Fall lassen sie sich gerne zu einem Gespräch rufen, wobei die einladende Gemeinde genauso auf den Eingeladenen hören muß wie umgekehrt. Nicht Vortrag, nicht Belehrung, sondern Gespräch über ein bestimmtes Thema, über Fragen und akute Probleme, die vom Evangelium her zu beleuchten sind. Oder man kann Männer eines bestimmten Betriebs sammeln. Verschiedene gute Erfahrungen liegen vor. Mit großer Dankbarkeit folgte man der Einladung, die sich dann über einige Wochenenden fortsetzte. Oder die jüngere Generation der Männer; man erreicht sie leichter, wenn man sie in ihrem Stand

als „junge Ehemänner“ anspricht. Was tun wir für die zwischen 25 und 45 Jahren? Den Jugendkreisen sind sie entwachsen, den Männerkreisen schließen sie sich noch nicht an. Versuche, jüngere Ehepaare einzuladen, zeigten überraschende Ergebnisse. Hier fühlt sich der Mann an einer Stelle angesprochen, wo er eine Aufgabe sieht. Er muß mit einem anderen Menschen — seiner Frau — sein Leben bestehen und als Hausvater für die Familie verantwortlich sein. Ihm hierbei behilflich zu sein, wo bisweilen erstaunliche Ratlosigkeit ist, dürfte dann der Sinn der Zusammenkünfte sein.

Das alles bedeutet nicht, daß wir unsere alten treuen Männerkreise aufgeben sollten. Adelsheim sagt: „Die Erfahrung lehrt, nicht zu viel Männerabende, die aber gut und gründlich vorbereiten.“ Notwendig dazu gehören: schriftliche Einladung, bestimmtes Thema, kurze Einleitung eines Teilnehmers aus dem Kreis, biblische Gründung, rege Aussprache, vielleicht auch noch ein geselliges Zusammensein. „Der Pfarrer wird nicht allein gelassen, wenn er es recht anpackt“ (Oberheidelberg). Wer um Gesprächsthemen verlegen ist, der greife zu einem solchen Bescheid wie dem vorliegenden. Er umfaßt das gesamte kirchliche Leben und ist nicht für den Aktenschrank bestimmt, sondern zur Diskussion in lebendigen Gemeindekreisen gestellt. Damit aber ein Kreis nicht in seinem Eigenleben aufgeht, muß er seine bestimmten Aufgaben haben und zuweilen einen Vorstoß in die Öffentlichkeit wagen. Dies kann auf der Ebene der Gemeinde, besser auf Bezirksebene geschehen. Bezirksmännertage, wo alle Eigenbrödelei abgestreift und eine größere Gemeinschaft erlebt wird, haben noch immer starke Impulse bis in die kleinste Gemeinde hinein gebracht. Schließlich erwähnen wir noch das ausgezeichnete Blatt „Kirche und Mann“, das, weit verbreitet, eine ebenso gute Arbeitshilfe, wie ein einigendes Band für die Treuen ist. Wenn schon irgendwo die Männerarbeit zum Erliegen kam: es lohnt, immer wieder neu anzufangen.

17. Frauenarbeit

Es ist eine dankbare Aufgabe, von den Frauenkreisen unserer Landeskirche zu sprechen. Allüberall entfalten sie eine erstaunliche Tätigkeit. Eine Stimme für alle: „Der Frauenkreis trägt mit seiner Frische und Lebendigkeit den Pfarrer mit“ (Karlsruhe-Land). Es ist eine absolut verlässliche Dienstschar. Mit nimmermüder Hingabe stehen die Frauen auf ihrem Posten und sind für die Arbeit in der Gemeinde einfach unentbehrlich. Ihr Eifer wirkt beispielhaft auf viele andere. Sie lassen sich für den Dienst in der Gemeinde zurüsten, um bei Hausbesuchen Rede und Antwort zu stehen, nehmen sich der Alten und Einsamen an, oft sogar der Kranken, und stehen bei der Vorbereitung der Veranstaltungen und bei der Durchführung der Sammlungen meist an erster Stelle. Außerdem aber hat der Pfarrer an ihnen einen Mitarbeiterkreis, mit dem er neben seinem Ältestenkreis alle Gemeindeglieder und Sorgen durchsprechen kann.

Die Leitung der Frauenkreise liegt meistens in Händen der Pfarrfrau. Wenn Boxberg schreibt: „Ein gut Teil der Werkarbeit bei uns steht und fällt mit der Pfarrfrau“, so werden wir uns alle diesem Urteil dankbaren Herzens anschließen. Das muß und darf bei dieser Gelegenheit wohl einmal ausgesprochen werden. Im Mittelpunkt der Zusammenkünfte steht immer die biblische Besinnung, nicht als schmückendes Beiwerk, sondern als Grundlegung und Wegweisung für den eigenen Glauben und die eigene Heiligung. Eine große Hilfe, dankbar geschätzt und anerkannt, ist die Monatschrift „Der Kreis“. Gerne werden die Anregungen des Frauenwerks aufgenommen, die eine befruchtende Wirkung haben. Die Rüstzeiten, die Bezirksfrauentage erfreuen sich großer Beliebtheit und dienen der Pflege der Gemeinschaft benachbarter Gemeinden. Ein gegenseitiger Besuch und ein gegenseitiges Kennenlernen, auch innerhalb einer großen Stadt, ist für das Einzelleben eines Kreises von eminenter Wichtigkeit. Der Gedanke geht zurück auf eine Anregung des Frauenwerks.

So erfreulich das alles ist, fast alle Berichte sprechen ganz offen oder zwischen den Zeilen von einer Sorge: unsere Frauenkreise sind überaltert. Wenn eines von den treuen Alten geht, bleibt ein Stuhl im Kreise leer. Der Anschluß der jüngeren Generation ist nicht leicht, selbst wo man ein organisches Zusammenwachsen durch einen Jungmütterkreis versucht hat. Jüngere Frauen, soweit sie Mütter sind, haben zu Hause ihre Pflichten, andere sind in zunehmendem Maße berufstätig. Wie erreichen wir die, welche in den besten Lebensjahren, also zwischen 30 und 50 Jahren sind? Wir stoßen wieder auf das alte Problem. Sollten wir nicht versuchen, die Frauen in Erziehungsfragen, vielleicht in ihren Erziehungsnotäten, anzusprechen oder im Augenblick, wenn ihre Kinder zur Schule kommen oder konfirmiert werden? Frauen auf dem Land haben da und dort ihre Landfrauentage, werden also auf ihren Beruf hin angesprochen und kommen, wie die Erfahrung lehrt, gerne. Ähnliches müßte uns in der Stadt gelingen im großen Heer der Angestellten und Arbeiterinnen. Irgendwie merken viele unter uns, daß hier eine riesengroße Lücke ist und daß wir uns nicht beruhigen dürfen bei dem Gedanken, daß noch einige Frauen in unseren Gemeinden treu im Frauenkreis sind.

Dieser Abschnitt kann nicht beschlossen werden, ohne ein Wort über das Müttergenesungswerk. Wenn auch die Gründung dieses Werkes ursprünglich außerhalb der Kirche lag, so ist es doch zu einem Arbeitszweig aller Kirchen und freien Wohlfahrtsverbände geworden und arbeitet eng mit dem Frauenwerk der Landeskirche zusammen. In drei Müttergenesungsheimen finden überarbeitete und übermüdete, berufstätige oder älter werdende Frauen und Mütter verdiente Ruhe und Erholung. Die Folgen zweier Kriege, Verlust des Lebensgefährten oder der Heimat haben von den Müttern Übermenschliches gefordert. Immer noch müssen viele Frauen allein für den Unterhalt der Familie aufkommen, seit Jahren ohne einen freien

Tag. Zwar haben sich die Nöte seit Gründung des Werkes gewandelt. Damals waren es Hunger und Kälte und die Wohnungslosigkeit. Heute sind sie differenzierter und vielschichtiger geworden: Eheschwierigkeiten, Erziehungsnotäten, Mangel an Arbeitskräften in der Landwirtschaft oder im kinderreichen Haushalt — und dies dauernd und immerfort ohne eine wirkliche Atempause. Wo immer die Berichte auf das Müttergenesungswerk zu sprechen kommen, es ist nur eine Stimme des Dankes. Hier geschieht ein echter Dienst an den Frauen, und die Kirche ist glücklich, daß sie an ihrem Teil mitarbeiten kann. Da die seelische Belastung der eigentlichen Hintergrund körperlicher Erkrankung ist, die viele Frauen in die Müttergenesungsheime führt, so wird ihnen in unseren Häusern gute ärztliche Behandlung zuteil, zugleich aber auch Seelsorge und praktische Lebenshilfe.

18. Pflege der Gemeinschaft

Es ist nicht von ungefähr, daß unser Abschnitt an den vorigen anschließt: Die Kreise der Gemeinde haben auch den Sinn, daß die Gemeinschaft untereinander gepflegt wird. Außer ihnen aber besteht nach den Berichten eine bunte Skala von Gemeindeveranstaltungen, die im einzelnen nicht aufgezählt werden können und brauchen, weil sie bekannt sind. Neu ist, daß man da und dort zu offenen Abenden kommt, weil die Pflege der Gemeinschaft im ungezwungenen Kreis beginnen muß; daß Wandertagen der Vorzug vor Omnibusfahrten gegeben wird, weil ein besseres Kennenlernen möglich ist; daß der Film des öfteren in den Dienst der Gemeinde gestellt wird, weil eine gute Filmdiskussion sehr belebt. Daneben die gewohnten Familien- und Gemeindeabende aller Art und Schattierung. (Über Gemeindeversammlung s. Abschnitt 38.)

Man darf das alles nicht einfach mit dem Schlagwort „Amerikanisierung“ abtun. Freilich weiß jeder, daß Gemeinde nur entsteht durch das recht verkündigte Wort Gottes und durch das Sakrament. Jeder weiß aber auch, daß „die echte Gemeinschaft unter dem Wort, in der sich jeder als Glied an dem einen Leibe weiß, da Christus das Haupt ist, in großer Not liegt“ (Adelsheim). Weil ihm die Gemeinschaft fehlt, ist der Mensch unglücklich und unzufrieden, im Zeitalter der Massen und Kollektive sehr vereinsamt und im Zeitalter der Hetze, wo jeder nur auf seinen Weg sieht, grenzenlos allein. Es gehört aber zum Wesen der christlichen Gemeinde, die Einsamen aufzusuchen, die Glieder der Gemeinde auch außerhalb des Gottesdienstes und auch am Werktag zusammenzuführen. „Verleiblichung“ und Sichtbarkeit gehören einfach zu einer Gemeinde. Also ist Zusammenkommen und Geselligkeit notwendig. Es ist die schöne Erfahrung vieler Freizeiten und Rüstzeiten, daß evangelische Gemeindeglieder zusammen leben lernen. Das ist für viele etwas ganz Neues, wie ein Geschenk. Dazu gehört gemeinsames Essen und Trinken, etwa auch gemeinsames Spielen und auch Tanzen kann dazugehören. Warum nicht? Sollen wir unseren Kindern nicht Gelegenheit geben, sich in der Ge-

meinde kennen und lieben zu lernen? Mit Klagen über die Mischehen ist es nicht getan.

Wir lesen in der Apostelgeschichte (6, 2), daß die Zwölf erklärt haben: „Es taugt nicht, daß wir das Wort Gottes versäumen und zu Tische dienen.“ Wozu waren diese Tische und wieso wurde an ihnen gedient? Was damals für die Gemeinde wichtig und wesentlich war, hat abgewandelt auch für uns Geltung. Die alte Kirche kannte die agapen, die „Liebesmahlzeiten“, die der Hilfeleistung und Erbauung, aber auch der Pflege christlicher Geselligkeit dienten. Man wußte davon, daß das gemeinsame Sitzen an einem Tisch auch Fremde und Fernstehende einander näher bringt, weil man miteinander spricht und aufeinander hört. Warum soll und kann es nicht auch bei uns so sein, daß die „Gemeinde wie eine große Familie zusammenwächst“? (Ladenburg-Weinheim) Manche Berichte betonen den volksmissionarischen Akzent solcher Veranstaltungen. Man will „durch den Vorhof (des Gemeindehauses) ins Heiligtum (des Gottesdienstes) führen“ (Heidelberg). Oder ähnlich Hornberg: „Die Geselligkeit ist ein Weg, die Menschen mit dem Wort entstandene Gemeinde drängt, auch außerhalb, es bräuchte keiner besonderen Abzweckung, schon deshalb nicht, weil es eine unter dem Wort entstandene Gemeinde drängt, auch außerhalb der gottesdienstlichen Stunde zusammenzukommen; weil es die einzelnen „Kirchgänger“ drängt, zu einer sichtbaren Gemeinde zusammenzuwachsen; weil das gesellige Zusammensein zur „Normalfunktion“ der christlichen Gemeinschaft gehört. Luther hat bekanntlich die Geselligkeit sehr gepflegt und sie zum täglichen Brot gezählt. Daß außerdem dadurch viele zur Gemeinde hinzugeführt werden, ist Tatsache. Wir schließen uns ganz der Meinung von Ladenburg-Weinheim an: „Oft werden durch solche Gelegenheiten Leute, die der eigentlichen Gemeinde nicht eben nahestehen, der Gemeinde nähergebracht. Wenn solche sich dann bald wieder in ihre Distanz zurückziehen, dann ist es doch eine freundliche und geöffnete Distanz.“

Nach zwei Seiten ist allerdings Vorsicht geboten. Alle Veranstaltungen zur Pflege der Gemeinschaft dürfen sich nicht ungebührlich in den Vordergrund schieben oder gar den Sonntag beeinträchtigen; sie dürfen nicht zu Volksbelustigungen ausarten, „daß der Pfarrer sich zum maitre de plaisir erniedrigen läßt und die Veranstaltungen auf das Niveau der Vereinsmeierei absinken“ (Karlsruhe-Stadt). Kurz, sie müssen ihre Grenzen haben. Weiter: Die Gemeindeabende dürfen nicht zu Lasten des Pfarrers gehen. Er soll dabei sein. Er soll ein Wort sagen, wo es nötig ist. Er soll seinerseits mit möglichst vielen Gemeindegliedern Kontakt aufnehmen (er spart sich damit manch zeitraubenden Besuch im „Vorfeld“). Die Vorbereitungen aber müssen andere treffen. Man entdeckt plötzlich ungeahnte Talente in seinen Werk- oder Ältestenkreisen. Man muß sie frei schalten und walten und ihrer Phantasie und Aktivität den Lauf lassen. Wer eine bestimmte Verantwortung übernimmt und wahrnimmt, steht mit größerer Treue zu seiner Gemeinde.

Besonderes Gewicht möchten wir auf Freizeiten außerhalb des Gemeindebezirks legen. Von ihnen gilt dasselbe wie von unseren Pfarrerefreizeiten. Gemeinsam verbrachte Zeit stärkt die Gemeinschaft. Dasselbe gilt von den Familienfreizeiten, die schon seit einigen Jahren von unserem Männerwerk durchgeführt werden. Nach einem Bericht von dort meldeten sich nach anfänglichem Zögern so viele Teilnehmer, daß nicht alle aufgenommen werden konnten. Ein Zeichen dafür, wie stark der sonst isolierte Mensch die Gemeinschaft sucht und dankbar ist, wenn sie ihm auf dem Boden der Gemeinde gegeben wird. Das freie Wochenende bietet sich uns für gemeinsames Erleben an. Wie auch immer und was auch immer: Es darf uns keine Ruhe lassen, daß in unseren Gottesdiensten Gemeindeglieder nebeneinandersitzen wie Fremde, die nichts miteinander zu tun haben.

19. Seelsorge

Der Bereich der Seelsorge ist so weit wie das Leben selbst. Daher rührt unser Gefühl der Unzulänglichkeit bei allen Anstrengungen, die wir auf diesem zentralen Sektor unseres Dienstes machen. Es ist unmöglich, auch nur andeutungsweise alle Probleme zu behandeln.

Wir müssen erst grundsätzlich fragen: Was ist Seelsorge? Einige Berichte betonen, daß wir uns nicht wundern dürfen, daß unsere Seelsorge so selten erbeten wird, weil doch nur ganz wenige eine religiöse Aussprache wünschen. Wer trägt denn schon bedrückende und unbeantwortete Lebensfragen mit sich herum? Wer sucht schon gar in angefochtenem Glauben Trost und Hilfe? Und wenn schon, dann nicht beim Seelsorger. So steht der Mensch heute im allgemeinen auch ohne Verständnis vor allen kirchlichen Bemühungen und Einrichtungen der Seelsorge, die von der Wiedereinführung der evangelischen Einzelbeichte über Akademiegespräche und Beratungsstellen bis zur Betriebs- und Telefonseelsorge reichen. Pforzheim-Stadt sagt in diesem Zusammenhang: „Seelsorgerlicher Rat kann doch nur dann erbeten werden, wenn man etwas von Schuld und Vergebung, und das heißt von Gesetz und Evangelium weiß.“ Dennoch ist mehr Nachfrage nach Seelsorge, als wir gemeinhin denken. Beweis dafür sind die Kirchentage und die seelsorgerlichen Gespräche am Krankenbett und in der Kurseelsorge, wenn der Mensch innerlich und äußerlich zur Ruhe kommt. Bei der „Seelsorge“ braucht es nicht immer um letzte Entscheidungen und tiefste Zweifel zu gehen. Es gibt auch andere Dinge, die in den Bereich der Seelsorge gehören. Der Mensch unserer Tage ist nicht so sehr von der einen Frage angefochten: Wie kriege ich einen gnädigen Gott? Dafür ist seine innere Not differenzierter. Er ist unsicher und orientierungslos in vielen Fragen, wo früher selbstverständliche Klarheit und Ordnung war. Es gibt Konfliktsituationen, die einfach neu sind und für den einzelnen unüberschaubar. Wie soll der Mensch ohne eigene Erfahrung und Maßstab handeln? Welches ist der rechte Schritt? Unsicherheit ist eines

der Merkmale unserer Zeit — und das andere ist die Angst. Sie ist gewiß nicht kleiner als die Angst der Menschen des 16. Jahrhunderts, aber sie ist anders und vielgestaltiger. Angst vor dem Verkehrstod, Angst vor dem Atomtod. Der Mensch in seiner Angst fragt heute freilich nicht nach dem gnädigen Gott, aber er fragt nach der Existenz Gottes. Wir mögen davon halten, was wir wollen, aber der Mensch fragt aus Unsicherheit und Angst und fragt letztlich bei allem doch nach Gott. Das wird zuweilen in Stunden einer Oberklasse deutlich. Damit aber ist uns gezeigt, daß zur Seelsorge ganz einfach auch die liebevolle, hilfreiche Zuwendung zu den Menschen gehört, die uns mit ihren kleinen alltäglichen Nöten begegnen. Seelsorgerliche Aufgabe des Pfarrers besteht auch darin, daß er für jede Frage, von der kleinsten bis zur größten, jederzeit bereit ist. Dazu braucht es keines zweistündigen Besuchs, das kann in einem Gespräch auf der Straße geschehen. Jede Begegnung und jedes Gespräch auf dem gemeinsamen Weg ist schon Seelsorge. Sie kann sogar nur in einem Wort oder in einem Blick liegen. Es liegt ein großer Ernst in einer Bemerkung des Karlsruher Berichts: „Wer bei der Begegnung mit den Menschen seiner Pfarrei die gottverordnete Kniezündung gebraucht, ist immer noch im geistlichen Vorteil vor denen, die motorisiert durch ihre Straßen jagen.“

Das führt zur zweiten praktischen Frage: Wo geschieht Seelsorge? Ganz gewiß zunächst beim Besuch. Es gilt schon der Satz aus einem Lagebericht der norwegischen Kirchen: „Die Türklingel ist die beste Kirchenglocke.“ Da aber in einer nicht abreißen Kette durch alle Berichte die Klage geht, daß in großen Gemeinden zu wenig Zeit für Besuche sei, so muß mit der vorhandenen Kraft und Zeit ökonomisch umgegangen werden. Schopfheim fragt: „Wann löst die Kirchenleitung das Problem: Verwaltungsbeamter oder Seelsorger?“ Ähnliche Gedanken begegnen auch in anderen Berichten. Abgesehen davon, daß die Kirchenleitung schon seit einiger Zeit die Möglichkeit der Errichtung von zentralen Verwaltungsstellen und damit entscheidende Hilfe angeboten hat (mancherorts ist diese Hilfe abgelehnt worden), meinen wir doch, daß jeder Pfarrer das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden weiß und dem Wesentlichen den gebührenden Raum gibt. Er muß nicht alles tun und muß nicht alles selbst tun. Besuchsdienst im „Vorfeld“ ist nicht vordringlich seine Sache, aber den seelsorgerlichen Besuch bei den Kranken und anlässlich der Kasualien kann ihm niemand abnehmen. Es kommt dabei nicht auf die Länge des Besuchs an und „es kommt gar nicht auf Besuchszahlen an. . . Die Not der Seelsorge liegt nicht so sehr im Zeitmangel als im mangelnden Vertrauen des in Not Befindlichen zu Gottes Wort und seinem Verkündiger und in unserer geistlichen Armut“ (Wertheim). Ein sehr ernstes Wort. Aber nicht nur im Besuch geschieht Seelsorge, sondern — wie oben angedeutet — auf Schritt und Tritt. Wenn in der Sprechstunde nur eine Wohnungsnot vorgebracht wird, kann dies Anknüpfungspunkt für ein

seelsorgerliches Gespräch sein. Konfirmanden- elternabend, Übertrittsunterricht — einmalige Gelegenheiten! Schul- und erst recht Konfirmanden- unterricht! Die Klage ist am lautesten, daß vor lauter Schulunterricht die Seelsorge zu kurz kommt. Gewiß bedeutet die große Zahl der Schulstunden eine schwere Belastung. Aber andererseits ist doch gerade der Unterricht eine besondere Möglichkeit zur Seelsorge. Diese Stunden brauchen für die Seelsorge nicht verloren zu sein. Und dann die Predigt! Es gibt keine Funktion unseres Amtes, die nicht zugleich Seelsorge wäre, und wenn es nur ein Brief an ein Gemeindeglied ist.

Noch ein Wort zur Wiederbelebung der Einzelbeichte. Erfreulicherweise haben fast alle Berichte davon gesprochen. Die Frage scheint also uns Pfarrer mehr zu bewegen als die Gemeinde, die manchmal schon an dem Wort „Beichte“, weil „vorbelastet“, Anstoß nimmt und der Sache selbst nur sehr zögernd näher kommt. Am ehesten noch wird Beichte gewünscht in Verbindung mit Evangelisationen, und da kommen merkwürdigerweise mehr Kirchenfremde als die Treuen aus der Gemeinde. Gibt das nicht sehr zu denken? Wenn also jetzt schon nach festen Formularen für die Einzelbeichte gerufen wird, so bedarf das noch sehr behutsamer theologischer Vorbereitung. Eingehend hat sich der Bericht von Ladenburg-Weinheim mit der Sache beschäftigt: „Es wird noch viel gepredigt werden müssen, bis die ‚Protestanten‘ begreifen, daß sie innere Not haben und sie bloß nicht sehen wollen. Und daß sie mit dieser Not nicht zum Arzt, sondern zu dem Boten Jesu gehen dürfen. Es wird noch lange immer wieder freundlich eingeladen und bezeugt werden müssen, daß eine absolutio durch Gott möglich ist nach offenem Aussprechen der Schuld.“ Zur Beichte gehört aber nicht nur das Beichtkind, sondern auch der Beichtvater, der der geistlichen Vollmacht bedarf. „Unsere Arbeit zur Wiederbelebung der seelsorgerlichen Aussprache muß also nach zwei Richtungen gehen. Die wichtigere ist die, die auf uns selbst zielt“ (Ladenburg-Weinheim). Eine feine Weisung für die Beichte ist — leider nur wenigen bekannt — Luthers Schrift: „Wie man die Einfältigen soll lehren beichten“ (Anhang zum Kleinen Katechismus). Besseres kann keine heutige Lebensordnung sagen. Verschiedentlich ist auch nach Beichtgeheimnis und Beichtsigel gefragt worden, da das Vertrauen an die Verschwiegenheit des verheirateten evangelischen Pfarrers erst noch wachsen müsse. Darin werden wir alle noch zu lernen haben. Vermerkt sei nur, daß seit dem Jahre 1958 die Ordinanden gefragt werden: „Versprichst du auch, das Beichtgeheimnis unverbrüchlich zu wahren?“ (Grundordnung § 47, vgl. auch §§ 18, 19 des Pfarrerdienstgesetzes). Auch wer nicht expressis verbis darauf ordiniert wurde, weiß, daß er zu seelsorgerlichem Stillschweigen verpflichtet ist.

Schließlich: Wer ist Seelsorger in einer Gemeinde? Gewiß zuerst der verordnete Diener am Wort. Aber da der Bereich der Seelsorge so weit ist, erscheint ihre Bewältigung wie ein unerreich-

bares Ziel. Darum sind in großen Gemeinden Seelsorgehelfer notwendig. In unserer Kirche ist ganz offensichtlich die Erkenntnis im Wachsen, daß zum Auftrag der Gemeindeglieder auch der Besuchsdienst gehört. Damit wird nicht nur der überlastete Pfarrer entlastet, sondern man sieht im Besuchsdienst einen echten Auftrag. Manche Berichte bringen gravierende Einwände, die ernst zu nehmen sind. Trotzdem sollten wir in großen Gemeinden ein Teil der Seelsorge vertrauensvoll in andere Hände legen. In einer schnell wachsenden Gemeinde ist z. B. ein Besuch bei Neuzugezogenen schon dadurch von großem Wert, daß noch nicht eingewurzelte Menschen von ihrer Kirche alsbald aufgesucht und eingeladen werden. Für solche Seelsorge im „Vorfeld“ ist ein Seelsorgekreis eine große Hilfe, vor allem hat er damit seinen bestimmten Auftrag. Es versteht sich von selbst, daß ein solcher Kreis besonderer Zurüstung bedarf. Auch Ehe- und Erziehungsberatungsstellen sind Seelsorgehelfer. Eine Vielzahl von Fragen ergibt sich dort, wo vielleicht ohne persönliche Schuld, durch die Gewalt äußerer Ereignisse die Voraussetzungen einer geordneten Ehe und Familie fehlen. Hier Rat und Hilfe zu schaffen, das ist auch christliche Seelsorge. Und endlich die vielen „Stillen im Land“. Darunter auch wieder unsere Pfarrfrauen und die Diakonissen und Schwestern und alle anderen Ungenannten und Unbekannten, die keinem offiziellen Kreis angehören. Viele Gemeinden wissen um einen Seelsorgedienst, „der aber im verborgenen bleibt“ (Freiburg), um „einzelne Menschen, die ihren Mitmenschen nicht nur guten Rat, sondern auch Trost und Weisung geben können. Solche Dienste lassen sich durch keinen Bericht erfassen“ (Adelsheim). Wir können nur von Herzen dafür dankbar sein.

„Wenn wir Pfarrer das Wort ‚Seelsorge‘ hören, schlägt uns das Gewissen“, heißt es in einem Bericht. So stark spüren wir unsere Verpflichtung und unser Ungenügen. Um so mehr sollten wir Seelsorger in der Seelsorge eines Bruders stehen und sie an uns gefallen lassen.

20. Volksmission

Der Sektor Bibelwoche gehört schon eigentlich nicht mehr unter diesen Abschnitt. Denn für die allermeisten Gemeinden ist die Bibelwoche fester Bestandteil im gottesdienstlichen Leben, ja sie ist „der Schwerpunkt der Winterarbeit“, sie ist das „Herzstück“ der Gemeinde. Man stelle sich vor, was aus kleinen Anfängen geworden ist: Heute sammelt sich in ungefähr 300 Gemeinden der Landeskirche eine große Schar und läßt sich aus Gottes Wort rüsten und stärken. Gewiß ist es weithin die treue Gottesdienstgemeinde, aber müssen wir nicht alles tun, sie „zuzurichten zum Werk des Dienstes, dadurch der Leib Christi erbaut wird“? Dabei hat es sich als günstig erwiesen, wenn sich verschiedene Brüder in den Dienst teilen, weil Gemeinden, die jahraus jahrein ihren Pfarrer hören, vom „Chor der Zeugen“ und ihrer übereinstimmenden Verkündigung sehr beeindruckt sind. Bei solch brüderlicher

Teilung der Arbeit müßte es auch in kleinen entlegenen Bezirken möglich sein, daß eine Gemeinde wenigstens in jedem zweiten oder dritten Jahr die Segnung einer Bibelwoche erfährt. Intensive Beschäftigung mit der Schrift, Vertiefung in das Wort während einer Woche bringt beiden reichen inneren Gewinn: der Gemeinde und dem Verkündiger. Hierin besteht seltene und um so erfreulichere Einmütigkeit.

Anders ist es im Hinblick auf Evangelisation und Volksmission bisheriger Prägung. Einige Berichte sind voll Kritik. Wir lassen Karlsruhe-Stadt sprechen: „Weder wird das ‚Volk‘ erreicht, das man mit dieser Arbeit eigentlich meint, noch kann von ‚Mission‘ an den Unkirchlichen geredet werden.“ Sollte man nicht mindestens eine bescheidenere Bezeichnung wählen? In anderen Kirchenbezirken ist man enttäuscht „über die Art mancher Evangelisten, die in einer gesetzlichen Enge und mit einem fast sektiererischen Hang zur Absonderung treiben“, oder über Evangelisationswochen, die als „Sensation aufgebauscht“, ohne Wirkung verfliegen sind. Dagegen von Karlsruhe-Land eine ganz andere Stimme: „Evangelisationen im alten Stil brauchen durchaus kein Leerlauf zu sein, wie vielfach behauptet wird. Es kommt nur darauf an, daß die Evangelisten geheiligte Persönlichkeiten sind und daß es an der betenden Vorbereitung nicht fehlt.“ In der Tat hängt vieles von dem Evangelisten ab, vieles auch von der hörenden Bereitschaft einer Gemeinde. Und da beides recht verschieden ist, ist auch die Beurteilung nicht einheitlich. Wenn man die Entwicklung der letzten Jahre verfolgt, so wird die Frage immer dringlicher: Erreicht die Volksmission mit den bisherigen Mitteln und Methoden das, was sie ursprünglich erreichen wollte: die Masse des Volkes, der Volkskirche? Ehrlicherweise können wir mit einem ganzen Ja nicht antworten. Wir erfassen bestenfalls die Kerngemeinde, nicht mehr das Gros der kirchenentfremdeten Masse. Die wenigen von draußen, die wir ansprechen, können wir selten festhalten und in die Gemeinde verpflichten. Das konnte nicht einmal Billy Graham. Aus diesem objektiven Tatbestand gilt es die Folgerung zu ziehen und viele Pfarrer tun das auch mutig. Volksmission, ja — aber anders.

In der Erkenntnis, daß der heutige Mensch einer Aussprache mehr geneigt ist als einem Vortrag, ist man in vielen Orten zu „Gemeindewochen“, Bauernwochen, Industrie-Rüstzeiten oder Seminaren übergegangen, in denen ein aktuelles Thema besprochen wird. Die Erfahrungen sind durchweg gut und die Versuche können als gelungen bezeichnet werden. In dieselbe Richtung gehören die Matinee-Veranstaltungen in Mannheim und die medizinisch-theologischen Arbeitsgemeinschaften, die von manchen Klinikpfarrern mit Eifer aufgebaut wurden. Auch die christliche Studio-Bühne „Die Boten“ verfolgt mit ihren Verkündigungsspielen ausgesprochen volksmissionarische Ziele. Es wird berichtet, daß viele Fernstehende dem Evangelium wieder begegnet sind, dem sie seit Jahren den Rück-

ken gekehrt hatten. In der Erkenntnis, daß „90 % des Volkes aus der Kirche ausgewandert sind“, hat sich die Kirche nach Wicherns Rat aufgemacht, zum Volk hinauszugehen. Von ihm stammt das Wort: „Stellt die Kanzeln auf die Straße!“ „Wäre es nicht an der Zeit, daß die Kirche regelmäßig auf die Straße ginge und dort, wie es bei den Kirchentagen geschieht, ihre Botschaft sagte?“ (Karlsruhe-Stadt) So erfassen die Bezirkskirchentage im Oberheidelberger Bezirk und wohl auch anderswo Tausende von Menschen in breiter Öffentlichkeit, eine reife Frucht der großen Kirchentage. Auch der große Wert der Camping-Mission ist erkannt (Heidelberg). In jedem Fall gehören die Posaunenchöre zu dieser Art Volksmission, die mit ihrem Platzblasen und Turmblasen, mit ihrer Posaunen-Mission in Hinterhöfen oder Bahnhöfen Menschen für das Evangelium zu gewinnen suchen. Über Erfahrungen mit dem Evangelisationswagen „Kirche unterwegs“ berichten sieben Kirchenbezirke und erfüllen damit eine Bitte des letzten Bescheids. Neckargemünd erwähnt „die gute biblische Verkündigung, die durch ein 3-Mann-Team mit dem Evangelisationswagen in einer Industriesiedlung am Stadtrand und in einer Landgemeinde ohne Kirche geleistet wurde“. Ähnliches wird von einigen großen Städten berichtet. In einer Vorortgemeinde ist als Frucht einer solchen Evangelisation ein sonntäglicher Gottesdienst erwachsen, zu dem „Leute kommen, die bisher den Weg zum Gotteshaus kaum gefunden hatten“. Wer den Evangelisationswagen in seiner Gemeinde erlebt hat, ist dem Volksmissionarischen Amt der Landeskirche für diese Neuerung dankbar. Man spreche nicht von Heilsarmee-Methoden. Man denke lieber an Jesu Wort von der Predigt auf den „Dächern“. Man denke daran, daß wir allen das Evangelium schuldig sind. Wie auch immer die äußere Form der Evangelisation aussehen mag, Vorarbeit, Mitarbeit und Nacharbeit ist von ausschlaggebender Bedeutung. Wer eine Gemeinde-woche oder eine Evangelisationswoche nur ablaufen läßt, darf sich über den Mißerfolg nicht wundern. Wir geben Lehr nach dem Wort: „Vorarbeit durch Gebet und Einladung — Mitarbeit bei der Evangelisationswoche durch Schleppdienst und Ausräumen von Hindernissen — Nacharbeit durch nachgehende Seelsorge und durch Sammlung, Stärkung und Ausrüstung der Gläubigen, das gehört zusammen. Evangelisten sind keine Zauberkünstler, sondern Exponenten einer Bruderschaft und Mannschaft.“

Wir wissen wohl, daß trotz aller aufgewendeten Mühe die ausgestreute Saat nur still wächst und reift. Auf dem Acker Gottes läßt sich nichts erzwingen. Wir sind nur Werkzeuge in der Hand Gottes, daß „durch uns entstände die Erleuchtung zur Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes“. Unsere Gemeinden und wir selbst sind daher mehr als je nach unserem Lebenszeugnis für Christus gefragt, das nur von Mensch zu Mensch weitergegeben werden kann. Darum ist der Besuchsdienst, wie im vorigen Abschnitt gezeigt, ein wesentliches Stück volksmissionarischen Dienstes. Vielleicht ist das persönliche

Zeugnis das einzig Entscheidende in der heutigen Situation.

21. Evangelische Akademie Baden

Was die Berichte über die Evangelische Akademie sagen, kann im wesentlichen in drei Worte zusammengefaßt werden: „Hinaus aufs Land“ (Sinsheim). Es ist kaum eine Stimme der Kritik zu hören, nur Anerkennung und Dank. Aber wie ein roter Faden zieht sich die Bitte und der Wunsch nach Außentagungen durch die Berichte. Wir sehen darin eine durchaus positive Wertung der Akademiearbeit, der man lediglich eine größere Breitenwirkung im Land wünscht bzw. von der man auch in entlegenen Gebieten einen Dienst für die Gemeinde haben möchte. Wo immer sich in einer Stadt ein Arbeitskreis, ein Zirkel, ein Freundeskreis mit regelmäßigem Vortragsprogramm oder nur gelegentlichen Veranstaltungen gebildet hat, da finden diese eine ausgesprochen gute Resonanz. Wo immer auf dem breiten Land berufsständische Tagungen oder Bauernwochen im Zusammenhang mit der Akademie abgehalten wurden, war eine ausgesprochen rege und lebendige Beteiligung. „Der Dienst der Akademie bedeutet mehr, als wir statistisch nachweisen können“ (Freiburg). Mit großer Freude wird darum von den beiden „Außenstellen“ Wilhelmsfeld und Görwihl gesprochen, weil man sich von dort her auch eine Wirkung nach dem Norden und Süden des Landes verspricht und dorthin Leute zu bringen hofft, denen die Reise nach Herrenalb schlecht zugemutet werden kann. Ähnliches gilt von Abituriententagungen: Ganz uneingeschränktes Lob, da viele junge Menschen in ungeahnter Weise für das Evangelium aufgeschlossen werden, aber zugleich die Bitte, die Jugend an der äußersten Peripherie des Landes nicht zu vergessen. Dasselbe ist von den Tagungen für Arbeiter oder Angestellte zu sagen: „Sie waren begeistert, weil auf ihre Nöte helfend und ratend eingegangen wurde“ (Oberheidelberg). Aber drei Tagungsorte scheinen zu wenig. Wenn schon die Akademie über die Landesgrenzen hinaus nach Dornbirn gegriffen hat, um mit der österreichischen Diaspora Fühlung aufzunehmen, warum, so fragt man bei aller Freude hierüber, kann sie nicht auch nach Wertheim oder Konstanz kommen? Man könnte auch fragen: Warum finden sich nicht in allen Städten Freunde der Akademie, die mutig mit eigener Arbeit beginnen, nachdem sie dankbar und erfüllt von Herrenalb zurückgekommen sind?

Bei allem Verständnis für den Wunsch nach Breitenwirkung darf man aber das eigentliche Wesen der Akademie nicht vergessen. Der heutige Mensch sucht nach gültiger Orientierung, da ihm die bisherigen Hilfsmittel der Konvention und Tradition zerbrochen sind. Diesem Wunsch, 1945 stark aufgebrochen, hat sich die Arbeit der Akademie von Anfang an geöffnet und verpflichtet gewußt. Es gibt kaum ein modernes Lebensgebiet, in dem nicht von der Akademie ein Urteil gefordert und auch gebildet wurde. Und zwar nicht in Form von Entschlüssen, sondern indem die Probleme mit der

Wirklichkeit des christlichen Glaubens und der Heiligen Schrift angegangen wurden. Das ist das Geheimnis der Wirkungskraft der Akademie, daß der Mensch nicht angepredigt, sondern daß der einzig gültige Orientierungspunkt gemeinsam gesucht und gefunden wird. Im Bericht von Karlsruhe-Stadt ist dies richtig erkannt: „Um der geistigen Auseinandersetzung willen und als Stätte, an der die Suchenden unter den Wissenden der Kirche begegnen können, ist die Akademie einfach nötig.“

Offensichtlich wächst der Kreis derer, die verbindliche Antworten suchen und sie bei aller sonstigen Unterschiedlichkeit auf dem gemeinsamen Boden des evangelischen Christenglaubens finden. Auch hier gelten die Gesetze unsichtbaren Wachstums. Manche Berichte bedauern, daß der auf den Tagungen erarbeitete Ertrag nicht unmittelbar den Gemeinden zugute kommt und daß die Teilnehmer der Akademie nicht stärker im Gemeindeleben aktiv werden. Das mag daran liegen, daß nicht jeder Gemeindepfarrer in der notwendigen Nacharbeit die Aufgerüttelten einzuspannen weiß, aber auch daran, daß die Tagungen von manchen besucht werden, die sich innerhalb der Gemeinde einsam fühlen. Man darf aber nicht übersehen, daß besonders im Rahmen berufsständischer Arbeit Erfolge erreicht werden, die mittelbar der Gemeinde zugute kommen. Für viele andere spricht Heidelberg den Dank aus: „Der ungeschmälerte Dank des Gemeindepfarrers gilt der Akademie. ... Wie sehr sie in die Tiefe wirkte und nicht in die Breite, und gerade durch ihre Tiefenwirkung doch auch im öffentlichen Raum Breite gewonnen hat, ist in der Gemeindearbeit immer wieder spürbar.“

22. Kirchenblätter

Wenn man sich die bunte Fülle kirchlicher Blätter vorstellt, die in unseren Gemeinden gelesen werden, wird man aufs neue für die volksmissionarischen Möglichkeiten dankbar, die der Kirche bei uns im Westen immer noch gegeben sind. Weit verbreitet sind „Sonntagsblatt“ und „Christ und Welt“. Gerne gelesen werden „Frau und Mutter“ und „Kirche und Mann“. Sehr beliebt bei der Jugend sind „Jugendfreund“ und „Leuchtspur“; in den badisch-württembergischen Grenzgebieten kennt man auch das „Evang. Gemeindeblatt der württembergischen Landeskirche“. Die Freunde der Akademie lesen den „Horizont“. Damit sind nur die bekanntesten Blätter genannt. Wer mag ermessen, wie viele durch kirchliche Blätter von der Botschaft des Evangeliums erreicht werden.

Den breitesten Raum nehmen unsere vier badischen Gemeindeblätter ein: „Kirche und Gemeinde“ für Nordbaden, „Evang. Kirchenblatt“ für Südbaden, „Die Gemeinde“, die in Mannheim, und der „Gemeindebote“, der in Konstanz erscheint. Mit ihnen beschäftigen sich die Berichte in der Hauptsache. Lob und Tadel halten sich die Waage, oft innerhalb eines Kirchenbezirks, ja innerhalb einer Gemeinde. Dem alten Vorwurf, daß sie zu wenig „aktuell“, zu wenig „kritisch und angrifflich“ seien, fügen sich neue hinzu: sie seien zu „offiziell“,

„der Blick nicht weit genug“. Andererseits aber wird die einfache, schlichte, unproblematische Art gelobt und ausdrücklich gewünscht: „Es soll bleiben, wie es ist, Gott sei Dank ein Blatt ohne Reklame.“ Wie schwer es die Schriftleiter haben, zeigt ein Beispiel von Karlsruhe-Stadt, wo sich die Schwestern eines Krankenhauses „nach wiederholten Protesten wegen antikatholischer Polemik in ‚Kirche und Gemeinde‘ geweigert haben, das Blatt weiterhin den Kranken zu geben; da war es offenbar nicht brav genug“. Es wird nicht möglich sein, es allen recht zu machen und jeden Geschmack zu treffen. Und so gebührt trotz aller Kritik den Schriftleitern der Dank für ihre dornenvolle Arbeit. „Wer weiß, wieviel Geschick dazu gehört, irgendein Blatt ansprechend zu gestalten, muß dankbar feststellen, wie wertvoll unser Kirchenblatt ist“ (Freiburg). Einige Wünsche, die an alle badischen Gemeindeblätter gehen, dürfen hier ausgesprochen werden, weil jeder Schriftleiter die Hand am Puls seiner Leser haben will und muß. Es wird eine reichere Bebilderung gewünscht und kurze interessante Geschichten, weil der heutige Mensch wenig Zeit hat und auch in Bildern lesen will. Nach einer Filmecke wird gefragt, damit sich Unkundige orientieren können; ebenso nach einer Aussprachecke, damit auch ein Fragender zu Worte kommen kann. Vor allem besteht der Wunsch nach Vereinigung der vier Blätter zu einem oder wenigstens zu zwei leistungsfähigen Blättern. Ohne Zweifel müssen sie das Beste bieten; denn sie haben die besondere Aufgabe, mit dem gedruckten Wort die vielen anzusprechen, die sonst nicht oder nicht mehr zu erreichen sind. Wir denken z. B. auch an die Tausende von Schiffen auf Rhein und Neckar.

Wir dürfen deshalb auch nicht in der Werbung müde werden. Viele resignieren wegen der laufenden Abbestellungen, „um einer neuen Illustrierten den vakanten Platz einzuräumen“ (Heidelberg). Das wird nie zu vermeiden sein. Aber es ist keine vereinzelte Stimme, die betont: „Werbung ist notwendig und erfolgreich.“ Und zwar auf manche Weise. Am besten durch eine örtliche Beilage, die „zu einer Verdoppelung der Bezieherzahl geführt hat“ (Nek-kargemünd). „Ein Artikel aus der Gemeinde ist die beste Werbung für das Blatt“ (Mosbach). „Die Leser sind erfahrungsgemäß Hebräer, die von hinten nach vorne lesen“ (Müllheim). Die Ortsbeilage braucht keineswegs der Pfarrer selbst zu schreiben, dafür kann ein geeignetes Gemeindeglied verpflichtet werden. Die Wichtigkeit der Sache ist aller Mühe wert.

Daß auch die Schriftleiter berechnete Wünsche an die Gemeinden haben, geht indirekt aus einem Satz des Hauptberichts von Karlsruhe-Stadt hervor. Es klingt wie ein Geständnis: „Eines sollte geschehen, wir sollten mehr mitarbeiten.“ Es ist leicht zu kritisieren, wenn man nicht selbst zur Mitarbeit bereit ist. Dazu gehört mindestens, daß unsere Berichte über wichtige Ereignisse sofort und rechtzeitig an die Redaktionen gelangen. Der schnellelebende Mensch hat das Interesse für eine Sache verloren, die vier Wochen zurückliegt.

Die kirchliche Presse ist der Mund der Kirche in die breite Öffentlichkeit hinein. Ihre Stimme wird noch von Tausenden gehört. Das verpflichtet zu höchster Aufmerksamkeit.

23. Gemeinde- und Jugendbüchereien

So wichtig uns das gute Buch als Abwehrmittel gegen Schmutz und Schund erscheint, so bedenklich muß es stimmen, daß von den mühsam aufgebauten Büchereien oft so wenig Gebrauch gemacht wird. Mancherorts liest wenigstens noch die Jugend, das soll mit besonderer Freude vermerkt werden. Sehr gefragt ist das Buch in Kliniken und Krankenhäusern. Auch in der Schiffermission in Mannheim wird die Bücherei stark benützt. Sonst aber steht das Barometer auf dem Nullpunkt. „Die große Mühe und die Unkosten bei der Anschaffung einer Gemeindebücherei sind so gut wie umsonst. Es ist ein kleiner Kreis von Benutzern. Der heutige Mensch liest überwiegend Zeitschriften und Illustrierte“ (Freiburg). Lahr geht so weit, aus solchem Desinteresse zu schließen: „Hier steht das geistige Leben und die Kultur eines Volkes auf dem Spiel, und das muß sich bis in die christliche Familie hinein auswirken.“ Gewiß wird durch Überangebot von Illustrierten und Sensationszeitungen der Geschmack am guten Buch verdorben, und das Fernsehen verdrängt vielfach die Muße und Stille eines Abends. Und doch meinen wir, es wird mehr gelesen, als wir in unseren Büchereien registrieren. Mit Recht verweisen manche Hauptberichte auf die guten Volks- und Schulbüchereien, die staatlich dotiert unseren Bibliotheken oft weit voraus sind und stark benutzt werden. Niemand soll sich entmutigen lassen. Eine Bücherei macht viel Mühe, wenn sie Anziehungskraft haben soll. Wer sie in einer dunklen Ecke verstauben und überaltern läßt, kann keine Freude erleben. Sie erfordert zunächst einen Bücherwart, der sich mit ganzer Liebe zur Verfügung stellt und in den Bibliotheksstunden raten und anbieten kann. Er muß in der Lage sein, alte Ladenhüter auszumerzen und gutes Neues auszuwählen. Er muß dafür sorgen, daß die Neuanschaffungen in der Gemeinde bekannt und in den Gemeindekreisen besprochen werden, daß für die Bücherei geworben und die Ausleihstunden pünktlich eingehalten werden. Wer aus der Gemeinde zweimal vor verschlossenen Bibliothekstüren steht, der kommt zum drittenmal nicht wieder. Eine Bücherei erfordert aber auch viel Geld, wenn sie auf dem laufenden bleiben soll. Darum gilt der Dank in allen Gemeinden dem „Landesverband evang. Büchereien in Karlsruhe“. Von ihm ist Starthilfe zu erhalten und Beratung aller Art. Noch mehr als bisher werden die Kirchengemeinden Haushaltsplanmittel einsetzen und die Landeskirche wird den kleineren finanzschwachen Gemeinden unter die Arme greifen müssen, wenn nicht auf andere Weise die beträchtlichen Kosten aus der Gemeinde gedeckt werden können. Eine Bücherei muß verhältnismäßig groß, reichhaltig, voll Auswahlmöglichkeit sein, sonst ist das Interesse der Leser schnell erloschen. Auf katholischer Seite ist der systema-

tische Aufbau der Bibliotheken ein Teil der katholischen Aktion. Auch wir sehen darin eine einmalige volksmissionarische Möglichkeit, die wir nicht ungenutzt lassen dürfen.

24. Gemeinschaften und Freikirchen

Von kleinen örtlichen Spannungen abgesehen, wird von allen Gemeinden über gute und harmonische Zusammenarbeit mit den Gemeinschaften berichtet. Ihre Glieder sind treue Beter, oftmals aktive Mitarbeiter im Kirchengemeinderat oder Helfer und Leiter im Kindergottesdienst. Sie sind weithin Träger des Freundeskreises der Inneren Mission und der Basler Mission, oft sogar Träger der Kindergärten: also in jeder Beziehung Stütze und Hilfe für das Gemeindeleben. Darüber ist kein Wort zu verlieren.

Es ist auch sehr zu hoffen, daß aufgetretene Spannungen zur lutherischen Freikirche durch die jetzt abgeschlossene Vereinbarung zwischen ihr und der Landeskirche abklingen. In den großen Städten ist die Verwirrung, die besonders im Kreis der Neuzuziehenden entsteht, immer noch ein wunder Punkt. „Es wäre wünschenswert, wenn die Gemeinden der lutherischen Freikirche in Baden bei völliger Freiheit ihres Bekenntnisses einen gewissen Anschluß an die Landeskirche fänden“ (Freiburg). Dieser Wunsch ist uns aus dem Herzen gesprochen. In Baden-Baden ist er zum Teil schon erfüllt. „Der Pfarrer der lutherischen Gemeinde hält sich strikt an die zwischen der Landeskirche und seiner Freikirche bestehenden Abmachungen. Er nimmt an unseren Pfarrkonferenzen und Pfarrkonventen teil. Er hilft auch mit in der Arbeit an den Hotelangestellten, wie auch seine Frau uns schon einige Abende im Frauenkreis geholfen hat.“ In dieser Richtung sollte es immer mehr zu einem Miteinander kommen.

Einige freikirchliche Gruppen machen mehr von sich reden als in früheren Zeiten. So etwa eine Pfingstgemeinde im Karlsruher Gebiet und pfingstlerische Gruppen im Oberland. Muß der Lörracher Bericht klagen, daß die „diesem Schwarmgeist Verfallenen kaum wieder zu unseren Gemeinden zurückzubringen sind“, so stellt Karlsruhe-Land fest, daß sie „noch Mitglieder der Landeskirche und stille treue Besucher des Gottesdienstes sind“. Es scheint sich also in dieser Gruppe noch keine klare Linie herausgebildet zu haben. Der Spannungsbogen geht von kirchenfreundlich über kirchenfremd zu kirchenfeindlich (Pforzheim-Land), so daß wir vorerst nicht wissen, ob wir es mit einer freikirchlichen Gemeinschaft oder mit einer Sekte zu tun haben. Ähnlich verhält es sich mit den baptistischen Christen, die fast ausnahmslos aus Heimatvertriebenen bestehen und schon „ohne eigentliche Bindung an die Landeskirche zu uns kommen“ (Ladenburg-Weinheim). Sie nehmen eine „betont kühle Haltung“ der Kirche gegenüber ein. Im Rheinbischofsheimer Bezirk verlangen sie sogar den Austritt aus der Landeskirche und fallen durch „unlautere Werbemethoden“ auf. Ihre neuerliche Aktivität ist vielleicht damit zu

erklären, daß „die Frage der Kindertaufe überall rumort“ (Emmendingen). Es werden uns noch einige Auseinandersetzungen bevorstehen. An der Bergstraße hat sich die Philadelphia-Bewegung, ehemals stark mit der Gruppe Hicks-Branham-Zaiss liiert, positiv entwickelt und zählt jetzt zu einem Kreis treuer Gottesdienstbesucher. Sehr wahrscheinlich ist das die Frucht gemeinsamer Zeltmissionsarbeit oder doch treuer Allianzarbeit, die wir unseren Pfarrern nicht genug auf das Gewissen legen können. Es ist dies ein Teil wahrhaft oekumenischer Bemühung, und zwar da, wo sie am nötigsten und am schwierigsten ist, nämlich auf dem engen Boden einer örtlichen Gemeinde. Freilich werden dadurch die meist im Kirchenbegriff gründenden Unterschiede nicht eingeebnet und theologische Differenzen nicht ausgeräumt, aber sie werden in einer brüderlichen Atmosphäre anders angesehen und ausgetragen, mindestens ertragen. Im oekumenischen Kreis zwischen Landeskirche und Freikirche darf es kein Gegeneinander geben. „Unsere Fronten liegen woanders“ (Wertheim). Mit jedem Tag wird deutlicher, daß dem so ist.

25. Sekten

Zwei Sekten spielen sich neben den alten bekannten mehr und mehr in den Vordergrund: die Adventisten und die Mormonen. Die Adventisten betrachten ausgesprochenmaßen die Christenheit als ihr Arbeitsfeld und gehen unter den Gliedern der Kirche auf „Seelenfang“. Gefährlich sind ihre Bekehrungsversuche und ihre getarnte Arbeitsweise. Sie richten große Verwirrung dadurch an, daß sie vorgeben, für die „Mission“ zu arbeiten, worunter die von ihnen Aufgesuchten natürlich die kirchliche Mission verstehen, während sie selbst dabei nur ihre sabbatistische Mission im Auge haben. So ist auch ihr Schriftenvertrieb getarnt: In völlig anonymer Weise erscheinen ihre Hefte im Saatkorn-Verlag „als Reform- und Gesundheitsblätter“ (Lörrach, Baden-Baden). Dadurch versuchen sie die Gemeindeglieder zu fangen, die blind und naiv, in der Meinung, einer guten Sache zu dienen, die Schriften kaufen und ihr unsichtbares Gift schlucken. Scheinen die Adventisten aus der Schweiz zu kommen, so die Mormonen aus USA. Obwohl ihre Lehre so bizarre Elemente in sich birgt, daß sie nur eine dämonische Verzerrung des christlichen Glaubens genannt werden kann, finden sich immer wieder welche, die ihren aktiven Missionstrupps zum Opfer fallen. „Die lange Reihe der Autos vor dem Lokal der Mormonen, vor allem von auswärts, nötig zur Wachsamkeit. Die Hausbesuche dieser amerikanischen Sendboten sind nicht unsympatisch und darum gefährlich“ (Freiburg). Meist sind es amerikanische Studenten und Studentinnen, die für ein Jahr als Missionskräfte eingesetzt sind. Sie sind in ihrem jugendlichen Elan besonders aktiv und beweglich. Die Mormonen treten unter mancherlei Bezeichnung auf, jetzt am häufigsten als „Die Heiligen der letzten Tage“. Neben ihnen hat auch die christian science ihre Kreise.

Von den bekannten Sekten der Neuapostolischen und Zeugen Jehovas hat man den Eindruck, daß sie auf der Stelle treten. Der Höhepunkt ihres Eifers und ihrer Anziehungskraft scheint überschritten zu sein. Zwar haben die Neuapostolischen in den vergangenen Jahren eine besonders starke Bautätigkeit entwickelt. Allein im Raum von Karlsruhe sollen es nach ihrer eigenen Schätzung 13 kirchenähnliche Gebäude sein. Aber „der Weizen der Neuapostolischen war schon vor dem Tod des Stammapostels in unserem Kirchenbezirk verblüht“ (Heidelberg). Immerhin tut die Kirche gut daran, wachsam zu bleiben. Der Fanatismus der Neuapostolischen ist so groß, ihre Sturheit so unerschütterlich, daß sie auch den vorzeitigen Tod ihres Stammapostels Bischoff zwar mit einem Schock, aber ohne wesentliche Einbuße überstanden haben. Die Hoffnung, sie würden nach dessen Tode in hellen Scharen zurückkehren, hat sich nicht erfüllt. Neue Erklärungen, neue Phantastereien wurden erfunden, neuer Druck von oben ausgeübt, so daß nur wenigen unter ihnen die Augen aufgegangen sind. Sie freilich konnten „die offizielle Aufnahme bei uns kaum erwarten und haben sie wie eine Befreiung empfunden“ (Karlsruhe-Stadt). Werben die Neuapostolischen still, aber stetig überall da, wo Menschen durch Uneinigkeit oder schlimme Erlebnisse verbittert und verstört sind, fischen sie also im Trüben, so schlagen die Zeugen Jehovas nach wie vor öffentlich ihre Werbetrommel. Schwerpunktweise werden die Truppen zusammengezogen, schlagartig rollen die Großeinsätze, meist am Sonntagvormittag z. Zt. des Gottesdienstes. Da schwärmen ihre Kolonnen aus in die Häuser derer, die unserem Gottesdienst ferngeblieben sind, in der Hoffnung, die Anfalligen durch ihre Propaganda zu gewinnen. Trotzdem sind die Erfolge im ganzen gesehen gering im Verhältnis zum angebotenen Kampfeifer. Das kann aber für uns keine reine Freude sein. Das Bedrückende ist, daß der mangelnde Erfolg der Sekten nicht nur der Treue und Bibelfestigkeit unserer Gemeindeglieder zuzuschreiben ist, sondern vielfach auch der Trägheit und Gleichgültigkeit der vielen, die innerlich durch nichts zu bewegen sind, nicht hin zu den Sekten, aber ebensowenig hin zur Kirche. Bei aller Frontstellung gegen die Sekten muß sich die Kirche ernsthaft fragen: „Wie steht es mit dem eigenen Rüstzeug?“ (Durlach) — „Läßt unsere Verkündigung manche Menschen leer und unbefriedigt?“ (Schopfheim) Wie halten wir es mit der Lehre von den letzten Dingen? Mit dem letzten Buch der Schrift? Haben wir und unsere Gemeinden nur den Namen, daß wir leben? Oberheidelberg sagt mit vollem Recht: „Eine lebendige Landeskirche verweist die Sekten in den Winkel.“

26. Verhältnis zur katholischen Kirche; Mischenfrage

Die durch die Industrialisierung verursachte Binnenwanderung und die durch den Flüchtlingsstrom verursachte Zwangsumsiedlung haben die Konfessionen in allen Teilen des Landes wie nie

zuvor durcheinandergewürfelt. Rein evangelische oder rein katholische Gemeinden oder gar Bezirke gibt es nicht mehr. Evangelische und katholische Christen leben heute auf engstem Raum nebeneinander. Soweit die Hauptberichte auf diese große Veränderung eingehen, die sich bis in das hinterste Tal auswirkt, sprechen sie von „wachsendem gegenseitigem Verständnis“, von „vertrauensvoller Zusammenarbeit“, von „gemeinsamem Vorgehen“. Das fängt beim gemeinsamen Filmdienst und bei gemeinsamer Aktion um die Gottesdiensthinweisschilder an und geht bis zu gegenseitiger Benützung von Kirchen oder Sälen, wobei „katholische Schwestern beim Herrichten des Saales für evang. Gottesdienst helfen“ (Lahr). Ebenso gibt es auch umgekehrt Beispiele evangelischer Hilfsbereitschaft. So scheint alles in bester Ordnung, zumal da, wo die katholische Konfession in der Minderheit ist.

Aber aus nahezu allen Berichten spricht eine große Besorgnis über wachsende katholische Aktivität, und zwar seit Verkündung des Mariendogmas. Es wird von „kalter Gegenreformation“ oder „Gegenreformation“ schlechthin gesprochen, mindestens von der katholischen Aktion, die das andere Gesicht des Katholizismus, das „wahre“ und „offizielle“ zeige und äußerste Wachsamkeit fordere. Soviel ist gewiß, daß wir bei aller Freude über das Gemeinsame, auch über gemeinsame Gespräche, unseren reformatorischen Auftrag zu hüten haben, was angesichts der dogmatischen Entwicklung Roms in den letzten Jahren notwendiger geworden ist als je. Die Einrichtung des „Sekretariats für die Einheit der Christen“, dessen Leitung der deutsche Kurienkardinal Bea innehat, ist s. Zt. von Papst Johannes damit begründet worden, daß „damit unsere Liebe und unser guter Wille gegenüber den vom Apostolischen Stuhl getrennten Christen noch sichtbarer hervortritt und damit diese leichter den Weg finden können, um jene Einheit zu erreichen, die Jesus Christus von seinem himmlischen Vater in glühendem Gebete erflachte“. Wie diese Einheit aber nach der Lehre der römischen Kirche aussieht, zeigt ein Satz der Krönungsrede des jetzigen Papstes: „Die Menschen können das Heil nicht erlangen, wenn sie nicht mit ihm (dem Papst) vereinigt sind; denn der pontifex ist der Stellvertreter Christi und repräsentiert ihn auf Erden.“ Hier zeigt sich das offizielle Gesicht. Darum die Wachsamkeit, von der es im Bericht von Karlsruhe-Stadt heißt: „Das Reden vom kommenden Einheitskonzil darf nicht zu einer Trübung der klaren Sicht führen, daß für die römische Kirche die Einheit letztlich nur darin gesehen wird, wenn wir Evangelischen in den Schoß der Mutterkirche zurückkehren.“

Wie schwierig die Dinge liegen, zeigt sich im Leben der Gemeinde an zwei neuralgischen Punkten: in der Frage der Stellenbesetzung und in der Frage der Mischehen. Besonders in den südbadischen Bezirken hören die Klagen über Ungerechtigkeit bei Stellenbesetzungen im kommunalen und schulischen Bereich nicht auf. Zugleich wird aber auch der richtigen Erkenntnis Ausdruck

gegeben: „Hier rächt sich die Lauheit der Evangelischen“ (Lörrach). Sie, die mit argwöhnischen Augen die Besetzung der Stellen verfolgen, sind selbst oft nicht zum Opfer bereit, das mit einer Versetzung gebracht werden muß. Das Problem der Mischehe beschäftigt jeden Pfarrer und hat seinen Niederschlag in jedem Hauptbericht gefunden. Zunächst die nüchterne Feststellung: Die Zahl der Mischehen steigt ständig entsprechend der beispiellosen konfessionellen Umschichtung unseres Landes. Es ist keine Seltenheit, daß 50 % der geschlossenen Ehen Mischehen sind. Das ist für beide Kirchen eine schlimme Sache, für die katholische Kirche vielleicht noch schlimmer als für uns. Darum darf man sich nicht wundern, wenn sie sich mit aller Strenge dagegen wendet. Sie erkennt in der Mischehe den Krebschaden am eigenen Leib. Aber auch wir sehen all die Gefahrenmomente, die im Wesen einer Mischehe liegen. Wer an seinem Glauben festhalten will, der spürt bis in das innerste Familienleben hinein die schwere Last der Zerspaltung der Christenheit und kommt aus Spannungen und Auseinandersetzungen über Glaubensfragen nicht heraus. Das muß das Zusammenleben in der Ehe trüben und kann sie zerbrechen. Wem es aber nicht ganz ernst mit seinem Glauben ist, der wird allmählich jede Beziehung zu seiner Kirche abbrechen, um dem andersgläubigen Ehegatten nicht weh zu tun; der wird aber auch erleben, daß sein Glaubensleben immer mehr verkümmert bis zur totalen Gleichgültigkeit. So oder so: Die Mischehe ist und bleibt ein Unglück, vor dem auch unsere Kirche nicht deutlich genug warnen kann. Nur in der Praxis, nicht im Grundsatz unterscheiden wir uns von der kath. Kirche. Ein Bericht (Hornberg) meint zwar, man dürfe die Mischehenfrage nicht dramatisieren, weil uns nichts verloren gehe. Zahlenmäßig geht vielleicht in der Tat nichts verloren, aber Substanz geht verloren, Glaubenssubstanz. Das ist viel schlimmer. „Die Nachkommen von Mischehen sind nicht nur der katholischen Kirche in der zweiten Generation verloren, sie sind substantiell auch für die evangelische Kirche ein Verlust. Es gibt natürlich Ausnahmen — sie sind Wunder“ (Mannheim). Außerdem muß auch hier mit der Lauheit und der religiösen Gleichgültigkeit vieler Evangelischen gerechnet werden. Sehr urwüchsig spricht es Bretten aus: „Ob Mischehen evangelisch oder katholisch geschlossen werden, das entscheidet die zäheste Schwiegermutter.“ Und ganz treffend Oberheidelberg: „Obwohl evangelische Familien bei Einführung der erweiterten Gottesdienstordnung Befürchtungen hatten, wir würden nun katholisch, lassen sie mitunter bedenkenlos zu, daß ihre Kinder katholisch getraut werden.“ Wir haben allen Grund, dem Problem Mischehe die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden, in unseren Jugend- und Christenlehrkreisen frühzeitig deutlich davon zu sprechen, aber auch die Wege zu ebnen, daß unsere evangelische Jugend zwanglos zusammenfindet. Jeder Pfarrer sollte sorgsam das gut informierende Buch studieren: „Die Mischehe, Handbuch für den evang. Seelsorger.“ Gute volks-

tümliche Schriften und Blätter sind durch den Evang. Bund und durch das Männerwerk der Landeskirche zu beziehen.

Auf den Eucharistischen Kongreß, der im Sommer 1960 in München mit großer Beteiligung und einem päpstlichen Legaten stattfand, kommen nur 2 Berichte zu sprechen. Ein besonderer Einfluß auf unsere Gemeinden scheint nicht beobachtet worden zu sein. Dagegen scheinen die Gemüter vom Zweiten Vatikanischen Konzil, das auf Oktober dieses Jahres nach Rom einberufen ist, stark bewegt zu sein. „Seit der Ankündigung des Konzils bewegt die Frage der Wiedervereinigung die Gemüter vieler suchender Menschen sehr. Viele sehen bei der katholischen Kirche eine klarere Position und sind häufig befremdet, nicht nur über unsere Zersplitterung, sondern auch über die Respektlosigkeit innerhalb der evangelischen Kirche, wie es besonders deutlich dem Bischof Dibelius gegenüber zu Tage getreten ist“ (Freiburg). Wir teilen mit vielen die Sehnsucht nach der Einheit der Kirche, geben uns aber über das Konzil keinen Täuschungen hin. Es wird kein oekumenisches und kein Unionskonzil sein, sondern wie der Name sagt, ein vatikanisches. Nur wenn man auf beiden Seiten die tatsächliche Lage klar und nüchtern sieht, kann es zu einer gegenseitigen Annäherung kommen. Dazu gehört der Verzicht auf das verharmlosende Verschweigen der Unterschiede und auf das leichtfertige Wecken unbegründeter Hoffnungen und Erwartungen. Es wird noch vieler klärender Gespräche bedürfen und vielfältiger praktischer Zusammenarbeit, bis Mißtrauen und Minderwertigkeitskomplexe abgebaut sind. Nur eine gemeinsame Rückkehr zu dem gemeinsamen Herrn kann uns der wahren Einheit näherbringen. Es wäre der Kirchenleitung sehr wichtig, wenn sich die nächsten Hauptberichte darüber äußern würden, ob Auswirkungen vom Vatikanischen Konzil in unseren Gemeinden zu spüren waren.

27. Heimatvertriebene und Flüchtlinge

Sämtliche Berichte haben die Situation im Blickfeld, wie sie vor dem 13. August 1961 gegeben war. Man kann kurz zusammenfassen: Die deutschen Heimatvertriebenen sind nicht zu einem „Volk im Volke“ geworden, wofür Ansätze vorhanden waren; sie sind keine homogene Gruppe geworden, wofür es einige massive Bemühungen gegeben hat; sondern sie sind einfach und schlicht Deutsche, mindestens in der jungen Generation. Der stammesmäßige Zusammenhalt wird noch eine Zeitspanne erhalten bleiben, aber sie wird kurz bemessen sein. Indem die Heimatvertriebenen unter uns zu Arbeit und Verdienst, oft zu Wohlstand, manchmal zum eigenen Häuschen gekommen sind, ist ihre völlige Eingliederung als abgeschlossen zu betrachten. Meist sind sie auch in unseren Kirchengemeinden heimisch geworden, obwohl das in den konservativen Dörfern wahrhaft keine Kleinigkeit war. Viele sind heute Mitglieder unserer Kirchengemeinderäte oder haben in unseren Frauen- und Männerkreisen eine neue Heimat gefunden. Alle,

die schon von zu Hause aus kirchliche Bindung hatten, fanden auch bald Zugang zur Gemeinde und wurden brüderlich aufgenommen. Die Unkirchlichen blieben nach wie vor in ihrer reservierten Haltung — ein getreues Spiegelbild unserer Gemeinden überhaupt.

Schwieriger ist es mit den Zonenflüchtlingen bestellt. Man liest bittere Worte. In den Flüchtlingslagern, die ehemals bestanden, nisteten sich allerlei Laster ein. Wobei man mit Fug und Recht fragen kann, ob die Schuld bei den Flüchtlingen oder bei den ungenügenden Lagern zu suchen war. Die Übergangswohnheime sind auch keine idealen Lösungen, aber es sind doch die Voraussetzungen geschaffen, daß die entwurzelten Menschen in festgefühten Verhältnissen Wurzeln schlagen können. Ein solches Hineinwachsen ist nicht leicht, erst recht nicht das Hineinwachsen in unsere Kirche. Immer noch sind Schockwirkungen von der Flucht her da, manchmal Enttäuschung über den Westen und Mißtrauen der Kirche gegenüber. „Vielfach ist Kirchenfeindschaft oder doch sehr starke Entfremdung festzustellen, und es kann nicht geleugnet werden, daß die atheistische Propaganda des Ostens selbst bei Leuten, die dem Regime den Rücken gekehrt haben, nicht spurlos vorübergegangen ist“ (Baden-Baden). Wer will ihnen das verübeln? Schlimmer aber ist, daß sie bei uns im Westen in einen Sog hineingeraten, dem sie innerlich nicht gewachsen sind. „Sie sind vom dialektischen Materialismus angekränkelt und werden hier vom praktischen Materialismus um so mehr befallen“ (Karlsruhe-Stadt). Es ist wirklich schwer, an diese Menschen heranzukommen. Aber seit wann ist die Kirche vor einer schweren Aufgabe zurückgewichen, seit wann hat die Liebe Grenzen?

Jetzt, nach dem 13. August 1961 hat sich manches geändert. Der Flüchtlingsstrom ist versiegt. Das Landesaufnahmelager in Rastatt wird leer. Die Lager werden aufgelöst. Aus Übergangswohnheimen werden ständige Wohnstätten. Die Atempause muß von der Kirche für die nachgehende Seelsorge genutzt werden. Unsere kirchlichen Fürsorgereinen, die vor dem 13. August Tag und Nacht auf den Beinen waren, stellen sich auf die neue Aufgabe um. Ein Bezirk spricht für alle: „Daß die Landeskirche solche tapferen Hilfskräfte zur Verfügung stellt, sei für die Gemeinden und für die Betreuten mit großem Dank bedacht“ (Mosbach). Die Gildendarbeit in den Städten ist auf die Betreuung der ostzonalen Jugend ausgerichtet. Hier wartet eine besonders schwere Aufgabe. „Es geht im Zusammenklang seelischer und materieller Hilfe um die rechte Zuordnung von Freiheit und Ordnung. Diese Aufgabe kann man nicht intellektuell lösen, man muß ihr existentiell beikommen“ (Konstanz). Wenn es den Kirchen nicht gelingt, diese ausgesprochen kritische Jugend zu gewinnen, wird sie in ein gefährliches Niemandsland abgleiten oder dem westlichen Kommunismus Vorschub leisten. Unter vielen seelsorgerlichen Möglichkeiten sei ein Versuch von Lahr genannt, nämlich eine Evangelische Woche, zu der alle Heimatvertriebenen und

Flüchtlinge eingeladen und viele gekommen waren. Sie stand unter dem Motto: „Heimatvertrieben — heimatlos; stimmt das?“

Ein Bruder, der selbst den Weg vom Osten nach dem Westen gegangen ist, schreibt das rechte Wort zu dem ganzen Problemkreis, das man nicht ohne tiefe innere Bewegung lesen kann: „Wenn irgendwo Schwierigkeiten auftreten, ist die Schuld nicht nur auf einer Seite zu suchen. Bei den Eingewanderten macht die krankhafte Sucht, das Versäumte nachzuholen und sich um jeden Preis mit großer Eile einen Platz an der Sonne zu erkämpfen, das Zusammenleben schwer. Bei den Eingeborenen ist es der sagenhafte Stumpfsinn, der sich nicht vorstellen kann, daß man auch einmal aus einer gesicherten und wohlgeordneten Lage herauskommen kann und daß eine solche Situation einen veränderten Lebensstil mit sich bringt. Auf jeden Fall trägt die geistige Trägheit und Arroganz der eingesessenen Bevölkerung nicht weniger dazu bei, das Gemeinschaftsklima zu verschlechtern, als gewisse Zigeunerpraktiken, die die Flüchtlinge aus ihren Lagern mitbringen. Wenn wir in der Notlage, in die wir durch die Zweiteilung Deutschlands geraten sind, bestehen wollen, werden wir aufhören müssen, bei allen entstehenden Schwierigkeiten die Schuldfrage aufzurollen, und anfangen müssen, uns darauf zu besinnen, daß nur dann das Gesetz Christi erfüllt wird, wenn beide Parteien sich dazu entschließen, die Lasten des anderen mitzutragen. Es gibt keine Flüchtlingsprobleme, sondern nur menschliche Probleme, die bei Eingewanderten und Eingeborenen in gleicher Weise auftreten.“

28. Religionsunterricht

Nach der Grundordnung unserer Landeskirche entfaltet sich das Predigtamt in vierfacher Weise: Verkündigung des Wortes Gottes, Verwaltung der Sakramente, Erteilung des Unterrichts und Ausübung der Seelsorge. Abgesehen aber von aller gesetzlichen Regelung ist es unsere Überzeugung, daß uns in der Erteilung des Religionsunterrichts die einzigartige Möglichkeit gegeben ist, den jungen Menschen Christus zu bezeugen und seine Kirche liebzumachen. Das ist besonders wichtig heute, wo viele Elternhäuser in dieser Beziehung total versagen. Gewiß ist die große Zahl der Religionsstunden für viele Pfarrer eine Belastung. Aber da im Unterricht Verkündigung geschieht und Seelsorge, gehören die Religionsstunden wesensmäßig zu unserem Amt, so gut wie Predigtvorbereitung oder seelsorgerlicher Besuch. Wer die Verhältnisse in Norddeutschland kennt, wo unsere Amtsbrüder von dieser Belastung frei sind (von der DDR gar nicht zu sprechen), weiß zu schätzen, was uns damit geschenkt ist, daß wir mit der Jugend aller Altersstufen zusammenkommen dürfen. Richtig sagt Hornberg zum Grundsätzlichen des Religionsunterrichts: „Unsere Gemeinden sollten verstehen lernen, daß der Dienst des Pfarrers im Religionsunterricht genauso wichtig ist wie der Hausbesuch.“

Wie auch in früheren Berichten wiederholt sich in immer stärkerem Maße die Klage über man-

gelnde Konzentrationsfähigkeit der Kinder und schlechte Bewältigung des Lernstoffes. Das gilt vor allem vom Katechismus. „Bis die letzten Fragen eingepaukt sind, sind die ersten wieder vergessen“ (Baden-Baden). Wer könnte den Stoßseufzer nicht verstehen: Wozu der Aufwand von Kraft? Würden nicht auch zwei Stunden in der Woche genügen, das Resultat wäre dasselbe? Wir wären insgesamt schlechte Väter und Mütter, wenn wir nicht wüßten, wieviel Geduld die Erziehung von Kindern erfordert. Und wir wären schlechte Lehrer, wenn wir nicht eine große Liebe zu den Kindern hätten, die infolge unerhörter Reizüberflutung zu einem konzentrierten Denken nicht mehr fähig sind. Einiges vom mühsam Erlernten bleibt immer haften, einiges trägt Frucht. Viele in der Kindheit schwer verständlichen Worte und Verse schließen sich später auf. In Zeiten der Not oder wenn Entscheidungen getroffen werden müssen, stehen dann solche Worte plötzlich vor der Seele wie alte Freunde, die uns Hilfe bieten. Mit viel Geduld und Liebe muß die Saat immer wieder neu ausgestreut werden, solange das Herz eines Kindes noch empfänglich und sein Gedächtnis frisch ist.

Speziell vom Religionsunterricht an höheren Schulen sprechen nur wenig Berichte. „An den höheren Schulen dürfen die Pfarrer die meisten Klassen mit Freuden im Wort Gottes unterweisen, freilich auch manche mit Seufzen“ (Heidelberg). Dieses Seufzen wird im Pforzheimer Bericht schon fast zu einem Notschrei: „Mancher Morgen in den Pfarrhäusern ist vom Religionsunterricht überschattet. Es gibt Klassen, in denen der Unterrichtende an seinem Beruf verzweifeln möchte; Klassen in denen man von Stunde zu Stunde von Niederlage zu Niederlage schreitet. Klassen, vor denen man sich durch ganze Ferienwochen hindurch fürchtet; in einzelnen Klassen herrscht ein Ton und eine Respektlosigkeit, der nur recht harte Naturen gewachsen sind.“ Es wird dies leider keine vereinzelte Erfahrung sein, da der Geist der Blasiertheit und Oberflächlichkeit um sich greift, der jede Stunde, die für „Religion“ verwendet wird, für vergeudet hält. Indessen gibt es gottlob auch andere Erfahrungen, wo die Kinder guten Willens, lerneifrig und interessiert sind. So lesen wir im Mannheimer Bericht: „Gerade auf der Oberstufe gibt es Schüler und Schülerinnen — auch aus unkirchlichen Familien —, die merken, daß es mit dem Thema des Religionsunterrichts um sie selbst geht. Manche Stunde kann dem Religionslehrer die größte Freude bereiten, er kann Echo, Verständnis und Bereitschaft finden.“ Eine solche Stunde wiegt viele andere auf.

Einer starken Kritik wird der Lehrplan unterworfen. Die Einwände sind die alten. Das Katechetische Amt der Landeskirche hat inzwischen eine Lehrplanentwurf erarbeitet. Eine Genehmigung des Oberkirchenrats, „daß der Lehrplan außer acht gelassen werden darf“ (Mannheim), ist nie ergangen. Allenfalls hat sich die Genehmigung auf eine Erprobung erstreckt, die an einer Schule durchgeführt werden sollte. Der Sinn eines Lehrplans ist nur dann er-

füllt, wenn nach diesem „Plan“ systematisch durch alle Klassen hindurch aufgebaut wird, auch beim Wechsel der Unterrichtenden. Darum muß grundsätzlich an einem Lehrplan festgehalten werden. Die Lehrbücher finden fast ungeteilte Zustimmung. „Der gute Hirte“, am 20. 4. 1961 von der Landessynode als Unterweisungsbuch für die ersten Schuljahre (künftig für Schuljahr 1—3) eingeführt, war im Zeitpunkt der Abfassung der Hauptberichte noch in Erprobung und geht heute seinen Weg auch in andere Landeskirchen. Vereinzelt kritischen Stimmen steht der Dank gegenüber, daß wir dies Buch haben. Der Dank überwiegt weit. An der Neufassung des Katechismus wird noch längere Zeit gearbeitet werden müssen. Mit Recht wird vor Überstürzung gewarnt. Immer stärker wird für alle Lehrbücher, einschließlich Gesangbuch, der Antiqua-Druck gefordert. Da eine solche Änderung des Drucks in die Zuständigkeit der Landessynode gehört, wird sie sich noch einmal damit beschäftigen müssen. Vielfach wird beanstandet, daß unsere Lehrbücher durch die Lernmittelfreiheit von der Schule beschafft werden. Damit ist ein persönliches Verhältnis des Kindes zu seinem Buch ausgeschlossen. Gerade diese Bücher sollen doch im besten Sinn des Wortes Haus- und Familienbücher sein. Schließlich wird die Frage nach einem einheitlichen Religionsbuch für die Oberklassen der höheren Schulen aufgeworfen. Dazu verweisen wir auf den Erlaß des Evang. Oberkirchenrats vom 9. Februar 1953 (VBl. S. 10), wonach evangelische Religionslehrer an den höheren Lehranstalten einer Stadt sich darüber einigen können, welches von den vorgeschlagenen Lehrbüchern an den Schulen dieser Stadt eingeführt werden soll. Auch die Frage der Religionsprüfungen wird in den Hauptberichten erneut diskutiert. Eine ganz krasse Äußerung spricht von „großer Unehrllichkeit“, weil das Bild durch vorbereitete Prüfung und nachfolgenden Bescheid verzeichnet sei. Man wünscht die „Abschaffung“. Andere Meinungen gehen dahin, die Prüfung durch einen unvorbereiteten Schulbesuch zu ersetzen und den Bescheid durch ein persönliches Gespräch. Wie man auch immer die Bezeichnung wählen mag, die Sache selbst muß bleiben, da die Aufsicht über den Religionsunterricht eine der wichtigsten Aufgaben der Kirche ist. Außerdem geben die Schlußbesprechungen eine gute Gelegenheit, mit der Lehrerschaft über sie bewegende Fragen ins Gespräch zu kommen.

Verschiedentlich wird auch die Bitte an die Kirchenleitung gerichtet, sich mit allen Mitteln für die Erhaltung der christlichen Simultan-Schule einzusetzen. Die Kirchenleitung wird dafür Sorge tragen, daß die seit Jahrzehnten in unserem Land bewährte christliche Simultan-Schule, die verfassungsmäßig zugesichert und verbürgt ist, erhalten bleibt. Wir schließen uns dem Dank sämtlicher Bezirkssynoden von ganzem Herzen an, der allen evangelischen Lehrern gilt, die in unseren Schulen landauf landab Religionsunterricht erteilen. Sie sind nicht nur treue Helfer für unsere Pfarrer, sondern selbst Zeugen der evangelischen Botschaft.

29. Religionspädagogische Arbeitsgemeinschaften

Von der Notwendigkeit religionspädagogischer Arbeitsgemeinschaften sind alle Bezirkssynoden überzeugt, wogegen die Art ihrer Durchführung sehr verschieden ist. In Mannheim, Heidelberg und Freiburg (vielleicht auch anderswo) finden sie in Form von katechetischen Tagen unter starker Beteiligung statt. Mit den Stadtschulämtern einigen sich die katholischen und evangelischen Dekanate auf einen gemeinsamen Tag des Jahres, der als schulfreier Tag allen Lehrern und Pfarrern die Teilnahme ermöglicht. Daß alle Pfarrer, Studienträger und Religionslehrer bei den katechetischen Tagen erscheinen, gehört zu den selbstverständlichen dienstlichen Verpflichtungen. Wo sollte denn sonst Kirche und Lehrerschaft zusammengeführt werden können? Neben solchen großen Jahrestagungen finden in vielen Bezirken kleinere Arbeitsgemeinschaften mit praktischen Lehrproben in unregelmäßiger Folge statt. Die „Gemeinschaft evang. Erzieher“, die als Freundeskreis in Baden-Württemberg gute Arbeit leistet und ein wertvolles Heft für die pädagogische Arbeit herausgibt, hat ihre über das ganze Jahr verteilten Zusammenkünfte. In einigen Bezirken bestehen kleine Arbeitskreise verschiedener Schulgattungen, die ganz bewußt die größeren Tagungen tragen und vorbereiten. Es ist sehr zu begrüßen, wenn sich eine Arbeitsgemeinschaft bis in eine Ortsgemeinde fortsetzt, wo man im kleinen Kreis, im Pfarrhaus oder Schulhaus zu Gespräch und gegenseitigem Meinungsaustausch zusammenkommt. Gespräche im kleinen Rahmen sind oft die fruchtbarsten.

Die Meinungen über die Gestaltung der großen Tagungen gehen sehr auseinander. Das hängt mit den verschiedenen Interessen der Beteiligten zusammen und mit ihren verschiedenen Grundanschauungen. Der eine legt mehr Wert auf Besinnung und innere Zurüstung, der andere auf theologische und wissenschaftliche Weiterbildung, der dritte auf Hilfe für die Praxis der Schule. Alle drei Anliegen haben ihr Recht und sollten abwechselnd auch zu ihrem Recht kommen, je nachdem es gelingt, die geeigneten Referenten zu gewinnen. Wichtig ist vor allem, daß der Aussprache breiter Raum eingeräumt und eine Diskussion möglichst in kleinen Gruppen durchgeführt wird. Da fangen auch die Stillen zu sprechen an. Zum Schluß darf freilich nicht alles zerredet und verwischt sein, sondern das Wesentliche des Tages muß in einer klaren Zusammenfassung festgehalten werden. Auch Versuche gemeinsamer Exkursionen in kleinerem oder größerem Rahmen (einschließlich Kirchenälteste) an Orte, die für die gemeinsame Arbeit von Wichtigkeit oder Interesse sind, wurden gemacht und können als gelungen bezeichnet werden. Offensichtlich haben sie eine Stärkung des guten Einvernehmens und gegenseitigen Vertrauens gebracht. Ein Bezirk wünscht häufigere Zusammenkünfte. Dies aber hängt einzig und allein von der Initiative und vom Willen der Beteiligten ab. Das Ministerium hat einen Tag freigestellt; weitere halbtägige oder

abendliche Zusammenkünfte können ohne jede Grenze vereinbart werden.

Die religionspädagogischen Arbeitsgemeinschaften haben sich als eine fruchtbare, dankbare und erfreuliche Sache bewährt. Sie stoßen auf großes Interesse und schaffen eine gute Atmosphäre des Vertrauens zwischen Kirche und Schule. Die Handreichung ist gegenseitig. Aus dem reichen Schatz ihrer Erfahrungen können auch Lehrer und Pfarrern Hilfe reichen und wertvolle Hinweise.

30. Konfirmandenunterricht und Konfirmation

Der enge Raum eines Bescheids verbietet es, auf alle Fragen einzugehen, die aufgeworfen sind. Gegenstand theologischer Diskussion ist die Konfirmation seit 100 Jahren. Aber ganz neu in Gang gebracht ist das Gespräch durch den Zwang des SED-Staates zur Jugendweihe. Er hat mit Scharfblick erkannt, wo ein besonders schwacher Punkt der Kirche liegt und da mit seinem Angriff eingesetzt. Die Kirche hat sich der Herausforderung nicht entzogen. Die gesamtdeutsche Synode in Spandau 1957 hat neue energische Vorstöße zur Lösung der Konfirmationsfrage begonnen. In zahlreichen Gremien auch unserer Landeskirche, in zahllosen Publikationen wird an dem Knäuel von Fragen und Problemen gearbeitet, die zur Debatte stehen.

Das spiegelt sich auch in den meisten Hauptberichten wider. Die Konfirmationsnot beunruhigt unsere Kirche erheblich. Volle Einmütigkeit der Meinungen besteht eigentlich nur über den unschätzbaren Wert des Konfirmandenunterrichts, als einer unerhörten Möglichkeit, jungen heranwachsenden Menschen aufzuzeigen, was Evangelium und Glauben, Gottesdienst und heiliges Abendmahl bedeuten können. Es ist nicht zuviel gesagt: Jeder Pfarrer greift diese Arbeit immer wieder mit Freuden an und gibt seine beste Kraft an seine Konfirmanden. Mit immer neuer Liebe und Phantasie werden Wege zu den Herzen der Kinder und deren Eltern gesucht, um sie für den Herrn Christus und seine Kirche zu gewinnen.

Auch an der Konfirmation an sich will niemand rütteln. Es ist keine Seltenheit, daß in der Zeit der Konfirmation „Weichen für das ganze Leben gestellt werden“ (Oberheidelberg). „Es gibt nicht wenige Pfarrer, die bezeugen, daß ihre Konfirmation für sie der Anstoß zum Theologiestudium war“ (Karlsruhe-Land). „Es geschieht immer wieder das Wunder, daß gerade der Konfirmandenunterricht und die Konfirmation für einen jungen Menschen aus völlig unkirchlicher Umgebung die große Wende zu einem bewußten Leben mit der Kirche wird“ (Mannheim). Ähnlich viele andere Stimmen. Aber gerade weil die Konfirmation so entscheidend wichtig für das Leben eines jungen Menschen werden kann, beschäftigt sie so sehr die Gemüter. Aus der Fülle der vorgetragenen Gedanken greifen wir nur drei heraus, die im Brennpunkt der Auseinandersetzungen stehen. Eine gewisse Tendenz geht dahin, das Konfirmationsalter herabzusetzen, um die beiden Blöcke, Schulentlassung und Konfirmation, aus-

einanderzurücken, und vor allem, um den jugendlichen Gemeindegliedern den Gang zum heiligen Abendmahl zu einem früheren Zeitpunkt zu ermöglichen. Im Zusammenhang damit steht der Vorschlag, den vorösterlichen Konfirmationstermin aufzugeben und ihn auf Pfingsten oder in die Freudenzeit der Kirche zu verlegen. Die Mehrheit der Bezirkssynoden spricht sich aber vorerst für eine Beibehaltung des jetzigen Konfirmationsalters und Konfirmationstermins aus. Der zentrale Punkt der Auseinandersetzungen ist aber die Frage des Gelübdes. Manche sehen „das mechanische Auftragen eines Gelübdes als eine ungeheure Unwahrscheinlichkeit an“ (Pforzheim-Land). Die letzte Konsequenz ist eine Konfirmation ohne fixierte Konfirmationsfragen. Demgegenüber stehen viele Voten, die unbedingt an einem irgendwie gearteten Versprechen oder Gelöbniß festhalten wollen. „Das Ablegen eines Gelöbnisses wird nicht als Not empfunden, sondern vielmehr als Hilfe zur Treue zu unserer Kirche ein Leben lang“ (Neckarbischofsheim). Ganz energisch wird davon gesprochen, daß man nicht immer nur auf die Stimme der theologischen „Neuerer“ hören sollte, sondern auch die Stimme der Gemeinden, die von den verpflichtenden Konfirmationsfragen nicht lassen wollen. Der dritte Fragenkomplex berührt die Aufgliederung der Konfirmation, die in ihrer heutigen Form mehrere Funktionen an sich gezogen und in einem einzigen Akt vereinigt hat. Vorgeschlagen wird etwa folgende Dreiteilung: Ein Unterricht an 10jährigen, der mit einer Prüfung in den Grundelementen des christlichen Glaubens und einem ersten Abendmahlsgang abschließt (Kinderkatechumenat). — Dann eine Phase im bisherigen Konfirmationsalter mit Einführung in die wesentlichen Lebens- und Glaubensfragen und einer „Einsegnung“ als Abschluß (Berechtigung zum Patenamte). — Schließlich eine dritte Stufe „Christenlehre“ in Abendkursen mit Einübung ins Gemeindeleben, die mit freiwilligem Bekenntnis und Gelöbniß, mit einer Art „Laien-Ordination“ abschließt (aktives und passives Wahlrecht, Verpflichtung zum Dienstesatz). So erwägenswert und durchdacht alle diese Vorschläge sind, vorerst finden sie keine große Gegenliebe in den Gemeinden. Für eine solche totale Reform ist die Zeit nicht reif. Fast übereinstimmend, oft mit flehendem Unterton, ist aus den Berichten zu hören: „Keine voreilige Änderung“, „keine Experimente“, bei allem Wissen um die Probleme: „keine billigen Rezepte“, „man muß nicht mit Gewalt alles ändern wollen“, „nehmt Rücksicht auf die Gemeinden“! Diese Rufe entstammen nicht der Bequemlichkeit oder dem Gesetz der Trägheit, vielmehr der Sorge, daß überstürzt etwas Neues geschaffen wird, das der Sache nicht gerecht wird. „So einfach liegen die Dinge nicht. Wer hier etwas hat, der überlege sich sehr genau, ehe ers aufgibt, was er dafür eintauscht. Und wir haben etwas an Konfirmandenunterricht und Konfirmation“ (Karlsruhe-Stadt). Noch deutlicher Emmendingen: „Freilich gibt es eine Konfirmationsnot, aber man soll diese nicht übertreiben, sondern daran denken, daß unsere

größte Not die Volkskirche ist. Aber solange diese in der gegenwärtigen Form besteht, ist sie als Gabe und Aufgabe zu betrachten — ohne Murren und Zweifeln. Es gibt auch in diesen Dingen eine Schwarmgeisterei, die vergißt, daß der Herr der Kirche es ist, der seine Gemeinde durch alle Nöte so hindurchzusteuern vermag, daß auch eine Konfirmationsnot zum Segen werden kann.“ Darum spricht Heidelberg von der Konfirmation als von dem „Sorgenkind“ der Pfarrer, das doch zugleich das „liebste Kind“ der Volkskirche sei.

So stehen wir mitten drin im Für und Wider. Es ist gut und nötig, daß jeder die Probleme kennt und mit Gemeindegliedern zusammen durchdenkt. Der von der Landessynode eingesetzte Ausschuß für Lebensordnung hat in vielen Sitzungen einen Abschnitt „Die Konfirmation“ und eine theologische Begründung erarbeitet und hat sie im Frühjahr der Landessynode vorgelegt. Auch die Bezirkssynoden und Pfarrkonferenzen werden sich noch damit zu beschäftigen haben. Damit ist eine breite Diskussionsgrundlage geschaffen. Es soll und darf nichts übereilt werden. Auch die Entscheidung der EKD sollte abgewartet werden.

So sehr die Gemeinden gerade in Dingen der Konfirmation am Alten und Hergebrachten hängen, sollten wir uns in der theologischen Debatte mit allen Vorschlägen einer Neuordnung ernstlich beschäftigen. Wir dürfen uns vor einem neuen Schritt, vor einem Schritt nach vorne, nicht fürchten, da sich die Volkskirche ganz offensichtlich auf eine neue Gestalt von Kirche zubewegt, deren Name wir zwar noch nicht kennen, deren Kommen wir aber überall ahnen.

31. Jugendarbeit

Das strapazierte Schlagwort: „Wer die Jugend hat, hat die Zukunft“, gilt für die Kirche nicht. Christus ist allein die Zukunft der Kirche, und wir könnten uns auch Kirche denken ohne Jugendkreise. Aber etwas anderes liegt uns am Herzen: Wenn unsere Jugend die frohe Botschaft von der Barmherzigkeit Gottes erkannt hat, wird das Evangelium weiter in dieser Welt wirken dürfen. So stellt sich für alle Jugendarbeit der Kirche die Frage: Was können und müssen wir tun, daß das Evangelium junge Menschen erreicht und ergreift?

Dieser Aufgabe wissen sich alle in unserer Landeskirche arbeitenden Jugendgruppen verpflichtet. Nicht nur unsere „Gemeindejugend“, sondern auch alle jene Gruppen, die in der Zeit der Jugendbewegung entstanden sind und ihren segensreichen Dienst bis heute in den Gemeinden tun. Bei aller Hochachtung vor der treuen Arbeit der Jugendverbände stellt sich aber die Frage, warum ein großer Teil unserer jungen Männer und Mädchen keinen Zugang mehr zu ihnen findet. Das ist einfach ein Faktum, vor dem man den Kopf nicht in den Sand stecken kann. Es ist nicht ein einziger Hauptbericht, der nicht von „Krise“, von „Zerfall“, von „sterbenden Jugendkreisen“ spricht. Gewiß haben die schwachen Nachkriegsjahrgänge Lücken hinterlas-

sen und wächst aus größeren Jungscharen Hoffnung für die Zukunft. Gewiß steht und fällt der Jugendkreis mit seinem Leiter, und es droht die Katastrophe bei jedem Wechsel. Aber der Krankheitsherd sitzt tiefer. Ein Symptom z. B. ist die Aversion gegen die Bibelarbeit. Es braucht nicht überall so kraß zu sein, wie es Pforzheim-Stadt feststellt: „Bibelarbeit ist für fast alle Jugendkreise ein rotes Tuch.“ Es genügt die Klage eines Jugendleiters: „Wenn wir Bibelarbeit haben, kommt nur die Hälfte.“ Dabei ist die Bibelarbeit seit eh und je ein Konzept evangelischer Jugendarbeit. Missionarische Kraft, eine das ganze Leben verpflichtende Wirkung ging von ihr aus und erfüllte die großen Zusammenschlüsse der Mädchen- und Jungmännerwerke. Wir alle kennen dieses große gesegnete Erbe, und nun stellen wir fest: Zur Bibelarbeit kommt nur die Hälfte. Die Berichte sind voll von rührenden, aber hilflosen Versuchen, das Defizit an Interesse auszugleichen. Unterhaltungsabende, Film, Schallplatte und Quiz müssen erhalten, um Attraktionen zu schaffen. Sozusagen mit Kaufzwang soll dann auch noch die Bibelarbeit abgenommen werden. Die ablehnende Haltung der Jugend ist jedoch weder Gottlosigkeit noch Christusfeindschaft. Wer sie kennt, die „skeptische Generation“, weiß, daß in ihr eine große Sehnsucht nach Wahrheit und Gewißheit lebt. Es ist einfach nicht wahr, wenn behauptet wird, die Jugend hätte heute für religiöse Dinge kein Interesse mehr. „Im Zerfall der Lebensordnung sucht die Jugend nach einer neuen und verbindlichen Lebensweise. Hier muß sich die Kraft des Evangeliums erweisen, im Umbruch der Zeit ein Halt zu sein und eine Neuordnung des Gemeinschaftslebens wirken zu können“ (Mosbach). Haben unsere Jugendkreise die Kraft, das Evangelium so zu bezeugen, daß es den heutigen jungen Menschen Halt und Hilfe fürs Leben wird?

Vielleicht liegt es an der Art und Weise unserer Bibelarbeit, daß sie uns nicht abgenommen wird. Junge Menschen wollen feste Kost. Vielleicht liegt es an der Art unserer Kreise, die introvertiert sich nach außen abschließen. Junge Menschen haben dafür ein feines Gespür. Wie dem auch sei, wir fühlen, daß alte Formen der Jugendarbeit nicht mit Gewalt festgehalten werden können. Wir sollten Verständnis dafür haben, daß die evangelische Jugend selbst andere Wege des Zusammenkommens sucht, nicht aus jugendlicher Experimentierfreude, sondern aus dem heißen Wunsch, der Botschaft vom Reich Gottes zu begegnen. So entstand der Versuch einer aufgelockerten offenen Arbeit, einer Clubarbeit. Dazu ist das Gemeindehaus nötig mit freundlichen Räumen, ein Haus der offenen Tür oder ein Wohnheim, wo das ganze Leben der jungen Menschen Platz hat. Neben dem Auftrag der Verkündigung wird der Auftrag der Sammlung gesehen und daher das Angebot der Geborgenheit und Lebenshilfe. Was bedeutet das für die Jugend, wenn sie merkt, daß die Kirche ihre Tür aufmacht aus Liebe zu denen, die abends nicht wissen wohin oder allein keinen Feierabend und kein Wochen-

ende vernünftig gestalten können. Die Tendenz der „Jungen Gemeinde“ geht durchweg dahin. 17 Hauptberichte gehen auf die Bitte des letzten Bescheids ein und legen hierüber Erfahrungen vor. Offene Abende, Club- und Vortragsabende, Rundgespräche, Seminare, Sing- und Arbeitskreise, Bücher- und Paketaktion für die Patengemeinde, Einsatzdienst im Krankenhaus. Ein buntes, frohes Leben, aus dem auch der Tanz nicht ausgeschlossen ist. Hier darf auch die „Evangelische Jugend auf dem Land“ genannt werden, die in Bauernwochen, Dorfseminaren, Wochenendtagungen die dörfliche Jugend sammelt, ähnlich die Industriejugend in der Stadt. Es wird von einer „dankbaren Aufgabe“, von „starkem Besuch“, von „erfreulichem Echo“ berichtet, das diese offenen Abende finden. Wir sollten all diesen Versuchen gegenüber weniger ängstlich sein als helfend und vertrauensvoll. Die Jugendarbeit wird dadurch nicht einfacher, sondern schwieriger. Die Christlichkeit des Abends ist nicht von vornherein garantiert, jetzt muß sich der tragende Kreis oder der Leiter bewähren. Die Beschäftigung mit der Bibel behält ihren selbstverständlichen Platz, aber der Auftrag der Verkündigung muß jetzt in einzelnen Gesprächen, in Beantwortung von Fragen ausgeübt werden. Das ist auch eine „Bibelarbeit“, aber keine programmatische und keine im luftleeren Raum ausgearbeitete. Dafür aber eine, die vielleicht „per Du“ geht und ins Schwarze trifft und manchen zur Lebens- und Glaubenshilfe wird. Wir trauen es dem Heiligen Geist zu, daß er auch da wirkt, wo keine Gruppenverpflichtung und keine Vereinszugehörigkeit besteht. Ein guter Rat des Leiters, ein Freundeswort, ein gehörter Bibelspruch kann die Weiche einer Lebensentscheidung stellen. Wir haben Zeugnisse dafür.

Die bestehenden Verbände und Werke sollen unseres Dankes gewiß sein und alle Unterstützung genießen, damit sie den jungen Menschen dienen können. Daneben aber sucht evangelische Jugend einen neuen Weg zu jungen Menschen. Er wird vom gleichen Ernst getragen sein. So sehr Gottes Wort verbindlich ist, so unverbindlich in der Form und in vielerlei Weise sollten wir der Jugend die Liebe und Vergebung Gottes bezeugen und die herrliche Freiheit evangelischen Glaubens und Lebens.

Wie entscheidend wichtig die Jugendarbeit in welcher Form auch immer ist, mag ein Satz aus dem Mannheimer Bericht zeigen: „Fast alle Theologiestudenten, Diakone, Diakonissen, Gemeindeglieder und Gemeindegliederinnen sind aus der Jugendarbeit der Kirche hervorgegangen.“

32. Kindergärten; Krankenpflegestationen

Es geht um Sein oder Nichtsein dieser kirchlichen Einrichtungen. Die im letzten Bescheid genannte finanzielle Not und auch die Personalnot wird mit jedem Tag größer. Die staatlichen Stellen haben für die Kindergärten eine Gruppeneinteilung von je 30 bis 35 Kindern vorgeschrieben. Diese Vorschrift ist kaum einzuhalten, denn sie bedeutet einen größeren Bedarf an Kräften und eine wesent-

liche Erhöhung der Kosten. Darüber klagen fast alle Berichte. Woher die Hilfskräfte und woher das Geld nehmen? Ganz ähnlich steht es mit den Krankenpflegestationen. Sie sind meist noch von Diakonissen höherer Jahrgänge besetzt. Viele von ihnen stehen trotz ihrer 70 oder 80 Jahre in dankenswerter Treue im Dienst. Aber viele Stationen müssen heute schon die Diakonissen entbehren, anderen Gemeinden ist für die nächste Zeit vorsorglich gekündigt. Es erhebt sich die bange Frage: Was soll in einigen Jahren werden?

Alle Gemeinden sind sich dessen bewußt, daß sowohl Kindergarten als Krankenpflegestation unaufgebbare Notwendigkeiten sind. Wieviel seelsorgerliche Hilfe und Betreuung geschieht im stillen durch unsere Diakonissen in der Krankenpflege! Wie oft tragen Kinder unbewußt das Evangelium aus dem Kindergarten in ihre Familien! Sie werden zu kleinen Missionaren, ohne es zu wissen und zu wollen. „Positiver kann ein Urteil kaum sein als dies, daß Eltern sagen: Durch unser Kind sind wir veranlaßt worden, die Bibel wieder herauszuholen und mit ihm biblische Geschichten zu lesen. Oder: Unser Kind kommt aus dem Kindergarten und lehrt uns Tischgebete. Wir wollen das gewiß nicht überschätzen, aber wir wollen es auch nicht übersehen“ (Karlsruhe-Stadt). „Noch sind sie da“, die Kindergärten und Krankenpflegestationen, so heißt es immer wieder. Aber dahinter steckt die Angst: Wie lange noch? Im besonderen sind es die kleinen und finanzschwachen Kirchengemeinden, denen eine schwere, nahezu untragbare Last aufgebürdet ist. Den Diasporagemeinden ist die Errichtung eines Kindergartens fast ganz verwehrt, so bitter nötig gerade sie ihn hätten. „Soll es denn so unter uns werden, daß nur reiche und große Gemeinden sich einen Kindergarten leisten können?“ (Hornberg). Allen Ernstes wird die berechtigte Frage nach einem Lastenausgleich innerhalb der Kirche aufgeworfen, der gerade hier zum Zug kommen müßte. So spricht der Hauptbericht von Müllheim von einer kleinen Diasporagemeinde, wo Gemeindezentrum und Kindergarten ganz dringend notwendig sind. „Manche Gemeinden sind so reich, daß sie mit ihrem Kirchensteuerhebesatz heruntergehen oder mindestens Wege finden müssen, mit dem ungerechten Mammon zurechtzukommen, und andere müssen darben.“ Eine Stimme, die sehr an das Gewissen greift. Und doch wäre das finanzielle Problem noch zu lösen, da meist die politischen Gemeinden in dankenswerter Weise helfen.

Viel schlimmer ist, daß die Menschen fehlen, die zu einem diakonischen Einsatz bereit sind. Freilich ist das nicht zu verwundern in einem Volk, das über eine halbe Million freie Arbeitsplätze und ein beschämendes gegenseitiges Abwerben von Arbeitskräften zu verzeichnen hat. Nur ist das keine Entschuldigung für uns, für die Kirche, für die Gemeinden. „Man sieht den Dienst der Schwester als Selbstverständlichkeit an, auf den man durch seinen — beschämend niedrigen — Beitrag ein Anrecht hat“ (Karlsruhe-Stadt). „Man fordert den

Dienst der christlichen Liebe — aber man ist nicht bereit, selber zu dienen. Selbst Beitragserhöhungen werden von den wirtschaftswunderlichen Leuten bekrittelt“ (Wertheim). Werden unsere Gemeinden ihre Verantwortung erkennen? Werden junge Menschen zum Diakonischen Jahr kommen? Werden Laienkräfte etwa als Hausschwester und Kinderpflegerinnen aus unseren Gemeinden zum diakonischen Dienst sich zur Verfügung stellen? „Diakonie ist die Frage nach Herzen. Frühere Jahrzehnte hatten christusergriffene Herzen in der Nachfolge Jesu und — wenig Geld. Wir haben viel Geld und wenig liebevollige Herzen. Es wird wohl allen Ernstes dabei bleiben: Bittet den Herrn der Ernte...“ (Pforzheim-Land).

Wenn Gottes Geist nicht Herzen weckt, ist alles Mühen und Sorgen umsonst.

33. Bauwesen

Die meisten Hauptberichte beschränken sich auf Darstellung dessen, was in den vergangenen Jahren gebaut wurde, und Aufzählung dessen, was in naher Zukunft gebaut werden soll. Eine imponierende Liste in jeder Beziehung. Fragen grundsätzlicher Art werden nur von 3 Kirchenbezirken aufgeworfen: Boxberg spricht für eine große Anzahl kleiner ländlicher Gemeinden, die es aus eigener Kraft nicht einmal vermögen, ihr Pfarrhaus instandzuhalten, geschweige eine Renovierung oder einen notwendigen Neubau durchzuführen. „Diese Gemeinden wollen ja nicht Almosenempfänger sein, sind dafür aber um so dankbarer für die ihnen gewährte Hilfe.“ Die Landessynode hat Sonderprogramme beschlossen und in den Haushaltsplan Mittel für Baubehilfen eingestellt, so daß sich keine unserer Gemeinden als Almosenempfänger fühlen darf und soll. Solange wir in einer Kirche zusammenleben, werden wir die Lasten gemeinsam tragen. Das ist ein Bruder dem andern schuldig. Damit der Verteilungsschlüssel so gerecht als möglich ist, wurde er von der Landessynode selbst festgesetzt.

Eine andere Frage wirft Lahr auf: Wie weit kann eine Kirchengemeinde Schulden verantworten? Es ist damit weniger an das Fiskalische, als an die geistliche Verantwortung gedacht, die auf manchen Ältestenkreisen liegt. Es wird schwer sein, die Frage ganz allgemein zu beantworten, weil die Dinge in jeder Gemeinde anders liegen. Aber ein Grundsatz sollte bei allem kirchlichen Bauen und Planen ausschlaggebend sein: Nichts, was der Repräsentation oder gar dem Luxus, nur was dem Leben der Gemeinde dient. Was dafür notwendig ist, das kann und muß verantwortet werden.

Emmendingen schließlich fordert, daß die Wünsche der Gemeinden vom Kirchenbauamt und von den Architekten ernstgenommen werden sollen. Ganz gewiß darf keiner der Partner unter allen Umständen seinen Kopf durchsetzen wollen. Nur in einer ernsthaften Diskussion zwischen Gemeinde und Pfarrer einerseits, Bauamt, Architekt und Künstler andererseits ist das Richtige und Gemäße

zu finden. Eine Anzahl neuer Kirchen entsteht heute in den Randgebieten der Städte, besonders in den „Ballungszentren“. Die Bauweise wird dem Charakter dieser Siedlungen am Stadtrand angepaßt werden müssen, d. h. es sind keine Kirchen mehr, die das Stadtbild wie einst bestimmen. Der Kirchbau wird niemals mit Hochhäusern konkurrieren und soll es auch nicht. Die Kirche soll da eine Insel der inneren Sammlung sein. Aus diesem Gedanken heraus strebt man das Gemeindezentrum an, d. h. Kirche, Pfarrhaus und Gemeindehaus. Diese modernen Bauten fordern Schlichtheit im Innern, Wahrhaftigkeit der äußeren Form, fern allem unnötigen Aufwand. Die Beschränkung in Maß und Ausstattung ist Kennzeichen echten Kirchbaus unserer Zeit. Messingleuchter auf dem Altar und die silbernen Pfeifen der Orgel mögen dem Gottesdienstraum als Schmuck dienen. Gemeinde und Künstler müssen erkennen, daß der Charakter des Kirchenraums für Jahrzehnte geprägt sein wird und daß das, was heute geschaffen wird, auch einem späteren Urteil standhalten muß.

Hin und wieder klingt in den Berichten der Dank für gewährte Bauhilfe auf. Vom Dank an die Landeskirche und an das Gustav-Adolf-Werk wollen wir nicht sprechen, weil gegenseitige brüderliche Hilfe unter „des Glaubens Genossen“ keines öffentlichen Dankes bedarf. Wohl aber dürfen wir den staatlichen Bauämtern und vor allem den Ämtern für Denkmalpflege und deren verständnisvollen Leitern an dieser Stelle für viel Rat und Hilfe danken.

34. Opferwilligkeit

Der vorhergehende Punkt hat gezeigt, wie groß die Opferwilligkeit unserer Gemeinden ist, wenn es um die eigenen Bedürfnisse geht. Sie vergessen darüber aber nicht die gesamtkirchlichen Liebeswerke, erst recht nicht die Patengemeinden. Es gibt keine Gemeinde der Landeskirche, die nicht ihr mögliches tut, die Verbindung mit drüben zu halten, wenn es auch sehr bedrückend ist, daß Echo und Antwort von jenseits der Mauer immer schwächer und spärlicher werden. Neu war in den letzten Jahren die Sammlung „Brot für die Welt“, wofür große Summen gespendet wurden, wenngleich das Ergebnis der ähnlichen Sammlung in der katholischen Kirche nicht erreicht werden konnte. Eine schöne Erfahrung hat der Kirchenbezirk Müllheim gemacht, der auf die Bezirkskollekte des Erntedankfestes zugunsten der Hungernden von Hongkong verzichtet hat. „In unserer Zeit, wo die einen zu satt und die anderen am Verhungern sind, ist die einzig sinnvolle Erntedankkollekte ein Opfer für die Hungernden. Unsere Gemeinden haben verstanden, daß ein Erntedankgottesdienst ohne dieses Opfer ungläubwürdig wäre. Die Kollekte für Hongkong hat dreimal so viel erbracht als die übliche Bezirkskollekte.“ Der Vorgang beweist übrigens, wie wichtig die Konkretisierung, auch die konkrete Ankündigung einer Kollekte oder Sammlung ist. Wenn am Erntedankfest ein Opfer für hungernde

Menschen an einem bestimmten Platz der Welt erbeten wird, so weiß jeder, was das jetzt zu bedeuten und wie sein Dank auszusehen hat. Mit Freude wird er eine Gabe, vielleicht sogar wirklich ein Opfer geben, zu dem sonst keine Bereitschaft ist. In diesem Zusammenhang bitten viele Berichte aufs neue, einige große Sammlungen zusammenzulegen, weil ein Übermaß von Sammlungen nicht mehr mit der nötigen Wärme und Liebe vorbereitet werden und eine Gemeinde „nicht dauernd in Hochspannung gehalten werden kann“ (Schopfheim). Routinemäßige Sammlungen „seien ausgesprochen unbeliebt“; es sei zu prüfen, ob „Sammlungen, die 1945 ihr Recht gehabt haben, einfach weiter beibehalten werden sollen, weil man auch deren Erträgnisse noch verkraften kann“ (Neckargemünd); es sei schlecht, wenn in einer Großstadtgemeinde der Pfarrer und seine Mitarbeiter mit seelsorgerlichen Besuchen kaum nachkommen können, wogegen die Sammler zwei- bis dreimal im Jahr ins Haus kommen und dann der Eindruck entstehen kann: „Die wollen ja doch nur Geld“ (Pforzheim-Stadt). Wir werden diese Stimmen sehr ernst zu nehmen haben. Der Bogen darf nicht überspannt werden. Auch eine opferwillige Gemeinde kann gleichgültig und abgestumpft werden.

Wir sollten aber daran denken, wie wir sie zum Opfer freudig machen, und zwar die ganze Gemeinde. Ein Blick hinüber über die Mauer zeigt uns, wie notwendig das ist. Feststellungen folgender Art sind typisch: „Der Wohlstand macht die Menschen eher luxuriös aufwendig, statt mildtätig.“ — „Die Opfer und Gaben entsprechen nicht dem Einkommen und Wohlstand und stehen in keinem Verhältnis zum übrigen Aufwand.“ Mit andern Worten: es ist eigentlich immer nur die treue gottesdienstliche Gemeinde, die wirklich und in steigendem Maß opfert, wogegen die breite Masse des Kirchenvolkes wenig Verständnis zeigt. Sie zu erziehen, sie im Opfern einzuüben für die Notzeit, wo die Kirche von den freiwilligen Opfern getragen werden muß, kann uns gar nicht wichtig genug sein. Dazu gehört, daß wir in der breiten Öffentlichkeit der Gemeinde deutlich machen, wozu wir um die Opfer bitten und wie sie verwendet wurden. Und es gehört dazu, daß wir das Danken nicht vergessen. Schon manchmal ist jemand durch einen Dank zu neuer tätiger Liebe angespornt worden. Wenn wir schon von „Opfer“ sprechen, muß vor allem das Zeit- und Kraftopfer der unermüdeten treuen Sammler und Sammlerinnen genannt werden; sie bringen wirklich ein Opfer.

Unser besonderes Augenmerk sollte auf die Art und Weise gerichtet werden, wie das Opfer im Gottesdienst eingesammelt wird. Der hinter der Kirchtür verborgene Opferkasten ist der Sache unwürdig. Die Kirchenältesten sollten das Einsammeln — wenigstens der Kollekte — zu ihrer Sache machen. Es muß unseren Gemeindegliedern in Fleisch und Blut übergehen, daß jedes Opfer, das wir von Herzen bringen, ein wesentliches Stück des Gottesdienstes ist. Es ist wünschenswert, daß Kol-

lekte und Opfer getrennt erhoben werden. Viele Gemeinden sind der Anregung des letzten Bescheids inzwischen gefolgt.

35. Kirchliche Lebensordnung; Kirchenzucht

Nur ganz wenige Stimmen werden laut, die eine Lebensordnung in Form einer Kasuistik, ja sogar eines evang. „codex juris canonici“ fordern. Die überwiegende Mehrheit der Bezirkssynoden billigt den Grundsatz, den der von der Landessynode eingesetzte Ausschuß für Lebensordnung erarbeitet hat. Danach ist eine Lebensordnung für den Gemeindepfarrer Hilfe vom Evangelium her zu eigener seelsorgerlicher Verantwortung und Entscheidung und für die Gemeinde Hilfe zur Einübung in eine evangelisch-christliche Lebensweise. Treffend wird darum im Hauptbericht von Hornberg gesagt: „Die Lebensordnung ist ein Geländer zum Festhalten, gehen aber muß man selber.“ Letzte persönliche Gewissensentscheidung kann dem Pfarrer und dem Gemeindeglied nicht abgenommen werden. Einer falsch verstandenen Freiheit aber steht Gottes Wort entgegen. Es kann nicht jeder, der ein Glied am Leibe Christi ist, nach Willkür leben. Die Ordnung unseres Lebens soll sich nach der Mahnung des Apostels Paulus gestalten: Lasset alles ehrbar und ordentlich zugehen (1. Kor. 14, 40). Eine Lebensordnung kann also nie an die Stelle der Verkündigung von Gesetz und Evangelium treten, aber für viele eine Hilfe zu christlicher Lebensführung bedeuten. Als solche wird sie nahezu von allen Bezirkssynoden sehnlich erwartet.

Wie schwer sie zu schaffen ist, zeigen die beiden Abschnitte, an denen z. Zt. gearbeitet wird: Die Konfirmation und die Trauung. Die Probleme sind so vielschichtig, daß Ungeduld nicht am Platze ist. „Wir bewundern alle, die in den Lebensordnungsausschüssen Jahr um Jahr tätig sind, beneiden sie aber nicht und versprechen uns von solchem Ordnungsdienst Hilfestellung“ (Heidelberg). Dem in diesem Votum enthaltenen Dank für die zähe Arbeit der Ausschüsse schließen wir uns an.

Waren die Hauptberichte des Jahres 1957 im Blick auf die Kirchenzucht sehr zurückhaltend, so mehren sich jetzt die Stimmen, die eine klare Linie und feste Ordnung und eine irgendwie geartete Kirchenzucht bejahen oder gar fordern. Man meint, es sei ein Irrtum, daß die Volkskirche keiner Kirchenzucht bedürfe. Gerade in ihr besteht die Pflicht, die Glieder, die durch ihr Verhalten Ärgernis erregen, zu mahnen und zur Ordnung zu rufen. So verstanden ist Kirchenzucht nichts anderes als nachgehende Seelsorge, die den Bruder behüten und die Gemeinde vor Auflösung ihrer christlichen Gestalt bewahren will. Natürlich wird die Kirchenzucht zuerst in der Verkündigung von Gesetz und Evangelium und im seelsorgerlichen Gespräch geübt. Sie kann sich aber im Ernstfall in bestimmten Maßnahmen fortsetzen. Hier beginnen die Meinungsverschiedenheiten. Ist man sich z. B. in der Zurückstellung von der Konfirmation in besonders schlimmen Fällen einig — ein Zeichen dafür, wie unerläßlich Kirchenzucht in der Volkskirche ist —, so

sind die Meinungen beim Versagen des Patenrechts, bei der Verweigerung der Trauung Geschiedener schon sehr geteilt, gar nicht zu sprechen von anderen Maßnahmen. Solche sind übrigens in unserer Grundordnung § 15 vorgesehen, und § 23 Absatz 2 Buchstabe e weist den Ältesten die Handhabung der Kirchengzucht als besondere Aufgabe zu. Es ist darum nicht recht verständlich, wie ein Bericht sagen kann: „Die Gefahr, in die totalitäre Kirche abzurutschen und einen Ersatz für das kanonische Recht zu schaffen, ist zu akut, als daß sie nicht gespürt würde. Nirgendwo ist uns befohlen, die Volkskirche vorzeitig aufzugeben, noch dazu zugunsten einer *societas perfecta*.“ Es ist uns aber auch nicht befohlen, aus Bequemlichkeit oder aus Mangel an Zivilcourage die Übung der Kirchengzucht zu unterlassen, wo die Lehren und Einrichtungen der Kirche geschmäht und mißachtet werden oder wo durch sitten- und zuchtlosen Lebenswandel Ärgernis erregt wird.

Löhe hat einmal gesagt: „Die Zucht ist die notwendige Äußerung der Bruderliebe; wo keine Zucht ist, ist — genau zu nehmen — auch keine Bruderliebe.“ Jedes christliche Handeln am Nächsten, also auch die Kirchengzucht, muß aus Liebe zu ihm geschehen und aus dem Willen, ihm zurechtzuhelfen. Ist das die gültige Norm, dann werden auch die rechten Maßnahmen getroffen werden können.

36. Kirchliche Wahlordnung

„Die kirchliche Wahlordnung ist und bleibt ein Gebilde, welches in der Mitte zwischen Parlamentarismus und Kirchengzucht schwebt und darum keiner Seite gerecht wird.“ So urteilt Schopfheim und hat damit scharf formuliert, was andere andeuten. Dagegen muß ganz sachlich festgestellt werden, daß unsere Wahlordnung auch in der geltenden Fassung deutlich vom „Parlamentarismus“ abrückt. An zwei Stellen ist sie seit der letzten Wahl geändert: Herabsetzung des Wahlalters und Erleichterung der Eintragung in die Wählerliste. Manche sehen in diesen beiden Änderungen, die als Erleichterung der Wahl gewünscht und gedacht waren, eine Erweichung. „Nachdem die persönliche Anmeldung zur Eintragung in die Wählerliste weggefallen ist, kann man ruhig die ganze Anmeldung wegfallen lassen“ (Oberheidelberg). Andere Berichte ziehen folgende Konsequenz: Keine weitere Durchlöcherung mehr! Wenn überhaupt eigenständige kirchliche Wahl, dann zurück zur ursprünglichen Intention, weil eine kirchliche Wahl immer andere Prinzipien als eine politische haben muß. Die Spuren vergangener Zeiten schrecken. So wird an der Wahlordnung weitergearbeitet werden müssen, ohne daß eine ideale gefunden werden kann.

Die meisten Berichte kommen auf die Auswirkungen jener Änderungen in der Wahlordnung zu sprechen, die 1959 zum Tragen kamen (vgl. hierzu die Berichterstattung in den Verhandlungen der Landessynode Frühjahr 1960, „Referate der Oberkirchenräte“ S. 10 f). Ob man sie grundsätzlich anerkennt oder ablehnt, jedenfalls hat sich die Herabsetzung

des Wahlalters, die auch die Junge Gemeinde an der Gemeindeleitung teilnehmen läßt, durchweg günstig ausgewirkt, wie auch die Möglichkeit schriftlicher Anmeldung. Oft war eine geradezu sprunghafte Steigerung der Wahlberechtigten und der Wähler zu verzeichnen. Indessen muß ehrlich zugegeben werden, daß die Wahlbeteiligung im ganzen erschreckend gering ist. Der von Mannheim angeführte Fall, daß in einer Gemeinde von 4000 Seelen 68 gewählt haben, ist wohl ein Sonderfall und hoffentlich ein Einzelfall. Aber die Zahl der Wählenden ist trotzdem erschreckend klein. Es wählt eigentlich nur die „Kerngemeinde“, und die nicht vollzählig. Auch die Eingetragenen wählen durchaus nicht alle. Wir haben allen Anlaß, den Gründen der schlechten Wahlbeteiligung nachzugehen. Viele Menschen sind kopfscheu und wahlmüde, auch bei politischen Wahlen. Andere, oft ganz treue Gemeindeglieder, sind zu einer Eintragung nicht zu bewegen, da ihnen der ganze Wahlvorgang zu kompliziert und undurchsichtig ist. Es ist gewiß kein böser Wille, nur eine geheime Abneigung. Wieder andere, die Denkenden unserer Gemeindeglieder, haben längst durchschaut, daß die Vorschläge meist auf eine Einheitsliste hinauslaufen, die schon immer des Interesses entbehrte. Im Grund ist „eine solche Wahl kaum als Wahl zu betrachten; denn dem Pfarrer sind etliche Möglichkeiten gegeben, nur die ihm genehmen Leute Älteste werden zu lassen“ (Ladenburg-Weinheim). So werden wir sehr auf die rechte Aufstellung der Vorschlagsliste achten müssen. Wenn es zu einer echten Wahl kommen soll, muß für eine ganz sachliche und neutrale Vorschlagsliste gesorgt werden. Noch besser für zwei. Sie werden entweder aus einem größeren Mitarbeiterkreis heraus aufgestellt oder durch schriftliche Umfrage bei allen Gemeindegliedern, wobei die meistgenannten auf einer Liste erscheinen. Auch darüber wird bis zum nächsten Mal nachgedacht werden müssen, wie auch denen die Wahl ermöglicht werden kann, die gerne wählen möchten, aber durch Krankheit u. ä. verhindert sind. Bei der großen Wahlmüdigkeit ist jede Stimme wichtig. Unsere Ältesten sollen sich vom Vertrauen vieler getragen wissen.

37. Kirchenälteste, Ältestenkreis, Kirchengemeinderat

Die Ältestenwahl des Jahres 1959 hat in unseren Kirchengemeinderäten und Ältestenkreisen starke Veränderungen gebracht. Viele junge Männer, die aus der Jugendarbeit der Kirche hervorgegangen sind, konnten infolge der Änderung der Wahlordnung nachrücken. Es gibt Gemeinden, in denen sich das Durchschnittsalter der Ältesten von 60 auf 40 Jahre gesenkt hat. Die Gemeinden haben sich also weithin von dem „Aberglauben“ gelöst, daß junge Männer nichts im Ältestenkreis zu suchen haben. Auch in anderer Beziehung ist ein Vorurteil überwunden. Eine größere Anzahl von Frauen wurde gewählt, in vielen Gemeinden sogar erstmals eine Frau. Das bedeutet für ausgeprägt ländliche Gemeinden ein unerhörtes Novum, da

dort heute noch die Meinung vorherrscht, im Ältestenkreis sei für Frauen kein Platz. Das ist ein völlig ungerechtfertigtes Vorurteil, da doch gerade die Frauen es sind, die mit ihrem Dienst und ihrer Treue in hohem Maß die Gemeinde tragen. Es darf darum als ein besonderes Ereignis verzeichnet werden, daß die Bezirkssynode Karlsruhe-Stadt aus ihrem Kreis eine Frau in die Landessynode entsandt hat. (Eine zweite Frau wurde vom Herrn Landesbischof in die Landessynode berufen.)

Mit konstanter Hartnäckigkeit kehrt die Frage wieder: Was soll in monatlichen Ältestensitzungen besprochen werden? Emmendingen gibt die Antwort: „Sitzungen des Kirchengemeinderats sollten so oft als möglich stattfinden. Oft ist es so, daß unter „Verschiedenes“ so viel Wertvolles besprochen wird, daß der Vorsitzende sich keine Sorge darüber zu machen braucht, wenn er nur einen Punkt auf der Tagesordnung hat und meint, er könne es seinen Leuten nicht zumuten, eines Punktes wegen ins Pfarrhaus zu kommen.“ Es geht gar nicht nur um die Beratungsgegenstände, sondern um „Meinungsaustausch“ (Grundordnung § 23). In diesem Sinne ist „die Sitzung keine Belastung, sondern erlebte Bruderschaft“ (Hornberg). Ständig klagen unsere Pfarrer über Einsamkeit, dabei steht ein Kreis neben ihnen, der bereit ist, alles mitzutragen und sogar eigene Verantwortungsgebiete zu übernehmen. Oder fürchten wir die Kritik? Es ist für eine Gemeinde nur heilsam und für den Pfarrer eine Hilfe, wenn die Ältesten eine eigene Meinung haben und den Mut, sie zu äußern.

Aus allen Berichten spricht die große Dankbarkeit für die Mitarbeit unserer Ältesten. Was sie einer Gemeinde bedeuten können, weiß insonderheit jede Diasporagemeinde oder Pfarrgemeinde, der die Pfarrfamilie am Ort fehlt. Schulter an Schulter stehen die Ältesten neben dem Pfarrer. Ihre erste Sorge soll nicht der Haushaltsplan, sondern die Haushalterschaft in der Gemeinde sein. Besuchsdienst, Krankenseelsorge, Mithilfe im Gottesdienst sind auch ihre Aufgaben. Begrüßung der Gemeinde zum Beginn des Gottesdienstes ist ebenso wichtig, wie die Erhebung der Kollekte und ihre pünktliche Abrechnung. Die Gemeinde spürt es sofort, wenn Männer und Frauen da sind, die für menschliche Wärme in ihrem Gotteshaus besorgt sind. Und dann muß ihre Sorge ihrem Pfarrer gelten, der oft isoliert ist und im Kreuzfeuer der öffentlichen Meinungen steht. Den einen ist er Vorbild, den anderen Zielscheibe ihrer boshaften Kritik. Wie soll er durchfinden, wenn er nicht Bruder hat, unter denen er Bruder sein kann?

38. Gemeindeversammlung

Eine große Verlegenheit bemächtigt sich der allermeisten Berichte, wenn sie auf diesen Punkt zu sprechen kommen. Manche verschweigen schamhaft den wahren Sachverhalt, manche geben der Wahrheit die Ehre und melden ganz einfach Fehlanzeige, manche gehorchen widerwillig der Grundordnung und halten ihre jährliche Gemeindeversammlung, nur weil das Gesetz es befiehlt. Aber von Freude

und Überzeugung zur „guten Sache“ ist nur selten zu lesen. Es sei eine „erzwungene Sache“. Man müsse „einen neuen Weg finden, um das zu verwirklichen, was die Grundordnung eigentlich wollte“ (Konstanz).

Was die Grundordnung eigentlich wollte, ist in ihrem § 25 enthalten, und es lohnt sich, ihn nachzulesen. Es ist ein unhaltbarer Gedanke, daß die volksskirchliche Gemeinde sich nur zum Gottesdienst „versammelt“. Gewiß schlägt da das Herz der Gemeinde. Aber wie soll sie Anteil nehmen an Sorgen und Freuden, wenn sie nicht Gelegenheit hat, darüber zu sprechen? Wie soll sie über ihren Kirchturm wegsehen können in das Leben der Landeskirche, in die Welt der Oekumene und der Mission, wenn sie nicht mit all diesen brennenden Fragen bekannt gemacht wird? Wie soll es in der heutigen Massengesellschaft zur Gemeinschaft kommen, wenn nicht auch außerhalb der Gottesdienststunde evangelische Gemeindeglieder zusammenleben und sich aussprechen lernen? Wie soll eine neuentstehende Gemeinde sich bilden können ohne diese Gelegenheit, sich und ihren Pfarrer kennenzulernen? Wie soll sich das Leben einer Gemeinde überhaupt entfalten, wenn die Gemeindeglieder ihren Rat, ihre Fragen und Gedanken nicht zu Gehör bringen können? Kurz, die Gemeindeversammlung ist ein unentbehrliches Stück des Gemeindelebens. Hier und da leuchtet solche Erkenntnis in den Berichten auf. „Das Mündigwerden der Gemeinde kann hier Förderung erhalten“ (Heidelberg). „Die Gemeindeversammlung kann zu einer stärkeren Mitbeteiligung weiterer Gemeindekreise in schwebenden Fragen und Planungen führen und nimmt der Gemeinde das lähmende Gefühl, das Gemeindeleben und die Beschlüsse des Kirchengemeinderats und Pfarramts nur über sich ergehen lassen zu müssen. Nur wo man selbst mitredet, trägt man auch Verantwortung“ (Neckargemünd). „Von unserer Erfahrung aus können wir nur jeder Gemeinde Mut machen, solche Gemeindeversammlungen abzuhalten, wenn man sich auch über die Zahl der Anwesenden keine Illusion machen darf“ (Freiburg). So berichtet auch Neckarbischofsheim von einigen gut gelungenen Versuchen, wo die Aussprache anfänglich zögernd, dann aber freimütig war. „Manchem bösen Geschwätz in der Gemeinde wird der Boden entzogen.“ Wenn nur dies die Frucht einer Gemeindeversammlung ist, so ist wahrhaft viel gewonnen. Es kommt wirklich auf den Versuch an, aber nicht nur auf einen! Oder sollte unsere Aversion gegen die Gemeindeversammlung einer gewissen Ängstlichkeit entspringen? Schwarz auf weiß steht es geschrieben: „Manche fürchten sie fast.“ — „Um der Ruhe willen wurde keine angesetzt.“ — Wir werden doch aus Furcht vor Unruhe oder Kritik die Gemeinde nicht mundtot machen oder aus pfäffischer Herrschsucht sie am Gängelband führen wollen! Das wäre einer lebendigen evangelischen Gemeinde unwürdig.

Da verschiedentlich um Wegweisung und Rat gebeten wurde, seien einige Vorschläge gemacht. Wir

denken dabei nicht an die Gemeindeversammlung anläßlich einer Visitation oder eines anderen bestimmten Anlasses. Die haben sich durchweg gut eingebürgert und finden reges Interesse. Wir denken auch nicht an Gemeinde- oder Familienabende, die es schon immer gegeben hat und die bei straffer Leitung das Anliegen der Gemeindeversammlung in etwa erfüllen können. Noch weniger denken wir an Versammlung von „Kreisen“ der Gemeinde, weil sie immer nur Teile der Gemeinde sind. Sondern wir denken an die jährliche oder halbjährliche Gemeindeversammlung ohne bestimmten Anlaß. Der Besprechungsgegenstände sind genug, von den örtlichen bis zu den oekumenischen. Kurzes Referat (wozu auch ein Mitglied des Bezirkskirchenrats gebeten werden kann) und Aussprache sind die beiden Grundbestandteile der Gemeindeversammlung. Der Leiter muß verstehen, die Zaghafte zum Sprechen und die Schwätzer zum Schweigen zu bringen. Man könnte sich auch ein Podiumsgespräch denken oder eine Fragestunde. Auf keinen Fall darf es zu einem Streitgespräch zwischen einem Gemeindeglied und dem Pfarrer kommen. Gesprächspartner der Gemeinde ist nie der Pfarrer allein, sondern mit ihm seine Ältesten. Jeder aus der Gemeinde soll das Recht haben, seine Anliegen vorzubringen. Wenn eine Gemeindeversammlung nur „Befehlsempfang“ ist, muß man sich nicht wundern, wenn zum zweitenmal „kein Mensch mehr kommt“. Der günstigste Zeitpunkt ist der Sonntagnachmittag oder -abend, in der Stadt wohl auch ein Wochentag- oder Samstagabend. Das kann nur aus Kenntnis der Gemeindestruktur entschieden werden. Wir haben nur eine Bitte: noch einmal versuchen! Viele sind dankbar. Ein rechter Pfarrer muß wissen, was seine Gemeinde denkt und sagt.

39. Freiwillige Hilfskräfte

Dieser Abschnitt hängt mit dem nächsten und letzten eng zusammen. Je mehr es am Nachwuchs hauptamtlicher kirchlicher und diakonischer Arbeiter fehlt, desto notwendiger werden die freiwilligen Hilfskräfte, besser gesagt, die freien Mitarbeiter. Man hat auf das Beispiel amerikanischer Gemeinden hingewiesen, und auf Grund der dortigen Erfahrung sind auch bei uns neue Wege der „Laienmitarbeit“, der *stewardship* (Haushalterschaft) gesucht worden. Fast in jeder Gemeinde werden Gemeindeglieder zur Mitarbeit aufgerufen. Viele arbeiten längst mit in einem festen Helfer- oder Besucherkreis, als Jugendleiter, im Pfarramtsbüro, im Ältestenkreis, im Kirchenchor. Wieviel persönliche zeitliche Opfer dabei gebracht werden, ist kaum auszumachen. Trotzdem erweist sich die „Beamtenkirche“ immer noch als ein unheimlich zähes Ding, und wir haben gerade in Deutschland an einem Erbe zu tragen, das mit der ganzen geschichtlichen Entwicklung zusammenhängt. Es könnten sonst die Klagen nicht zu verstehen sein, daß immer noch, besonders auf dem Land, „alles am Pfarrer hängt“, daß „keine Helfer zu finden sind“. Es könnte sonst die Feststellung nicht zu verstehen sein: „Man ruft nach dem beamteten Dienst, statt sich selbst zur Verfügung zu stellen“ (Wertheim).

Wir müssen uns fragen, woran es liegt, daß der Pfarrer „den Karren allein zieht“ oder ziehen zu müssen meint. Die Frage ist einfach die, ob 1. Kor. 12 ein Traumbild ist oder das wahre Spiegelbild einer Gemeinde. Ist dies letzte der Fall, so finden sich in jeder Gemeinde Gaben und Charismen in Fülle vor, die einander dienen und sich ergänzen. „Man muß sie nur suchen und finden und bitten“ (Emmendingen). Vielleicht liegt der Mangel an Mitarbeiterschaft an uns selbst, daß wir zwar immer nach Hilfe rufen, aber — wenn es darauf ankommt — keine Helfer neben uns wollen. Vielleicht liegt es auch an unserer Verkündigung, daß sie nicht deutlich genug zur Mitarbeit aufruft und zum vielfältigen Zeugendienst Mut macht. Soviel ist gewiß, daß alle Dienste in der Gemeinde gleichwertig, wenn auch nicht gleichartig sind, also müssen sie in guter Aufgliederung geordnet und verantwortlich den Mitarbeitern übergeben werden. Natürlich müssen diese zu ihrem Dienst zubereitet sein und doch auch wieder möglichst viel Freiheit in seiner Ausrichtung haben. „Wenn sich Mitarbeiter finden lassen oder sich anbieten, muß man sie auch arbeiten lassen, selbst wenn einem dabei nicht alles gefällt. Wir müssen es wagen, den einzelnen zu rufen und ihm konkrete Aufträge zu geben. Wir dürfen sie nicht allein lassen und müssen ihnen die nötige Unterstützung und Zurüstung geben. Ohne Mitarbeit und Mitverantwortung der Laien gibt es keine lebendige Gemeinde“ (Karlsruhe-Stadt). Zu den freien Mitarbeitern gehören auch unsere Lektoren. Leider berichten nur 7 Kirchenbezirke, sie aber sind des Dankes voll. Die Berufung von Lektoren ist von der Grundordnung vorgesehen und jetzt im Lektorengesetz geordnet. Im Blick auf die Zukunft können wir nur dringend raten, daß sich jeder Kirchenbezirk heute schon nach den geeigneten Männern umsieht. Es kann nicht ausbleiben, daß kleinere Pfarreien nicht mehr besetzt werden. Wie soll von den wenigen Pfarrern dann überall der Sonntagsgottesdienst bewältigt werden können? Es sollte auch grundsätzlich kein Gotteshaus geben ohne sonntäglichen Gottesdienst. „14tägiger Gottesdienst ist ein Unding“, schreibt Wertheim und das mit vollem Recht (Diaspora selbstverständlich ausgenommen). Aber zu regelmäßigem sonntäglichem Gottesdienst wird die Hilfe der Lektoren notwendig sein. Wir bitten, in den Bezirkssynoden über das Lektorenamt nachzudenken und uns die Ergebnisse der Beratungen mitzuteilen.

Die Behandlung dieses Punktes wäre unvollständig, wenn wir nicht die Diakonissen erwähnten, die neben ihrem eigentlichen Pflegedienst in der Stille seelsorgerlich wirken, und wenn wir nicht der Mitarbeiterinnen dankbar gedächten, die am treuesten dem Pfarrer zur Seite stehen, der Pfarrfrauen. Sie sind im wahren Sinn des Wortes die „Gehilfinnen“. Der Bericht von Schopfheim nennt noch sonst übersehene Helfer: die Pfarrerskinder. Wir sind dankbar für diesen Hinweis, denn nur mit großem Dank kann man an die Fülle dessen denken, was eine Pfarrfamilie in der Gemeinde tut.

40. Nachwuchs für den kirchlichen und diakonischen Dienst

Dieser letzte Punkt des Bescheids stellt uns vor einen ausgesprochenen kirchlichen Notstand und in eine große Ratlosigkeit. Es war zwar im letzten Bescheid des Oberkirchenrats versprochen, wenn möglich eine Zusammenstellung von Zahlen zu geben, aber die uns vorliegenden Berichte sind aus begreiflichen Gründen so lückenhaft, daß jede Aufzählung ein falsches Bild böte. Wo aber andeutungsweise Zahlen genannt werden, sind sie erschreckend klein. Sowohl die Zahlen aus dem Diakonischen Jahr als auch die der künftigen Schwestern und Gemeindehelferinnen und auch die der jungen Theologen. Ein Bezirk mußte zu seinem großen Schmerz mitteilen, daß drei junge Theologen zu einem andern Studium übergewechselt sind. Ein anderer, nahezu rein evangelischer Bezirk muß melden, daß in Jahren kein einziger Abiturient sich zum Studium der Theologie entschlossen hat. Kann uns das ruhig lassen? Wie sich der Mangel an Nachwuchs heute schon auswirkt, spüren die Gemeinden am eigenen Leib. In einem Kirchenbezirk sind zwei Gemeinden ohne Schwestern und vier ohne Pfarrer. Mosbach sagt: „Wenn keine aus den Gemeinden kommen, sind in 10 Jahren keine mehr da.“ Das ist keine Schwarzseherei, sondern die nüchterne Wahrheit, der wir uns stellen müssen. Es ist an der Zeit, daß wir das unsern Gemeinden klarmachen, weil sie meinen, einen selbstverständlichen Anspruch auf einen Pfarrer oder etwa eine Gemeindehelferin zu haben. Das Verschwinden der Diakonissenhauben aus dem Bild unserer Gemeinden mag deutlich genug sprechen.

Klagen helfen nicht. Es muß einiges getan werden. Mit Recht erinnert Mannheim daran, daß, wenn sich schon jemand zum kirchlichen Dienst entscheidet, er zumeist aus der evangelischen Jugendarbeit kommt, zu der er sich selbst schon als Jugendlicher gerufen wußte, in deren Mitarbeit er später ganz von selbst hineinwuchs und die ihn nun „in den Lebensberuf des Dienstes der Kirche hineinführt“. Schon von daher gesehen dürfen wir unsere Jugendarbeit, unsere Christenlehre unter keinen Umständen vernachlässigen. Die besten Kräfte muß die Kirche in den Religionsunterricht der höheren Schulen stellen, und sie muß ihre Religionslehrer bitten, junge Menschen ganz systematisch zu leiten und zu fördern. „Mitunter ist es der Religionsunterricht, in dem ein ausgestreutes Samenkorn Wurzeln schlägt. Gott läßt uns manchmal etwas davon sehen, damit es uns auf dem weiteren Weg stärke“ (Mannheim). Die Kirche muß auch ihre Pfarrer bitten, sehr auf die zu achten, die in ihren Gemeinden ein solches Berufsziel anstreben. Immer wieder geschieht es, daß junge Mädchen oder junge Männer in einer diakonischen oder katechetischen Ausbildung außerhalb der Landeskirche stehen, ohne daß die Heimatgemeinde etwas davon weiß. Gewiß verfügt eine Ausbildungsanstalt über den weiteren Lebensweg ihrer Schüler, aber wenn eine feste Bindung an die Heimatkirche und Heimatge-

meinde besteht, wird es der Wunsch der jungen Menschen sein, ihr zu dienen.

Angeichts einer solchen Notlage dürfen wir die Schuld nicht anderswo suchen als bei uns selbst. „Was haben wir getan, die Liebe zu wecken? Der Wille zum Dienst ist da“ (Sinsheim). Haben wir den uns anvertrauten jungen Menschen die Vielfältigkeit und Schönheit der kirchlichen Dienste nahegebracht? Haben wir es ihnen mit unserem Dienst vorgelebt oder haben wir ihnen nur vorgejammert? Auch die Kirche als solche muß sich fragen, was zur Behebung des Notstandes geschehen soll. Liegt es am Ausbildungsweg, am Berufsbild, am Studium, an der Länge des Studiums? Nicht alle Mädchen, die aus dem Diakonischen Jahr zurückkommen, sind für die Diakonie gewonnen. Es sind keine materiellen Gründe, die sie vom Weg der Diakonie abhalten. Nur wenig junge Mädchen und Männer sind zum Beruf der Gemeindehelferin oder des Gemeindehelfers willig. Liegt der Fehler in der Grundstruktur dieser Berufsart? Um diese Frage kommt die Kirche nicht herum. Ganz brennend aber ist die Frage: Wie bekommen wir genügend Seelsorger? Wenn wir nicht ganze Wirkungsgebiete rücksichtslos abschneiden wollen, wenn wir nicht Raubbau mit den vorhandenen Kräften treiben wollen, kann und darf uns diese Frage nicht mehr loslassen. Wenn der akademisch vorgebildete Nachwuchs nicht ausreicht, muß ein weiterer Personenkreis zur Mithilfe gewonnen werden, obwohl unsere Kirche nicht leicht und nicht leichtfertig über den Schatten einer durch Jahrhunderte gewachsenen Tradition des theologischen Studiums springen kann. Noch in diesem Jahre wird sich die Landessynode deshalb mit einem Pfarrdiakonengesetz beschäftigen. So viel ist sicher, daß die Kirche unausweichlich vor der Frage steht, wie sie ihrem Auftrag in unseren heutigen Verhältnissen gerecht werden kann. Vielleicht zwingt uns die Frage zu außerordentlichen Beschlüssen. Über allem Planen und Entschließen aber stehe unser und all unserer Gemeinden ernstliches Gebet: Komm Heiliger Geist, erfülle die Herzen deiner Gläubigen und wecke sie zu Glauben und Liebe.

Schlußbemerkungen

Mancher, der diese Zeilen zu Ende gelesen hat, wird die Frage haben: Was soll ein solcher Bescheid der Kirchenleitung? Soll er sozusagen eine geistliche Bestandsaufnahme sein? Das allein würde die Arbeit nicht rechtfertigen. Soll er eine Antwort sein auf die mannigfachen Fragen, welche die Bezirkssynoden aufgeworfen haben? Das auch; wir haben versucht, möglichst auf jede Frage einzugehen, soweit es bei dem engen Rahmen eines Bescheids möglich ist, und soweit wir aus geistlicher Erfahrung dazu in der Lage sind. Aber wir sehen noch eine wichtigere Begründung des Bescheids. Er soll das geistliche Gespräch fortsetzen — von den Berichten zum Bescheid und vom Bescheid zu den nächsten Berichten. Darum haben wir nicht nur eigene Gedanken vorgetragen, sondern

haben die Stimmen aus möglichst allen Bezirkssynoden zu Wort kommen lassen. Wir haben die Bitte, wichtige Teile des Bescheids in Gemeindeversammlungen oder Ältestenkreisen zu besprechen, und übersenden daher jedem Kirchengemeinderat (Ältestenkreis) zusätzlich drei Exemplare. Auf diese Weise könnte das notwendige geistliche Gespräch bis zu den einzelnen Gemeinden weitergehen. Möge reiche Frucht daraus erwachsen für unsere Kirche und für unseren Dienst!

Wer sich die Mühe macht, einen Blick in die letzten Bescheide zu werfen, wird innewerden, wie sich unsere Kirche gewandelt hat, wie sie aber stets gerungen hat, zu jeder Zeit ihren Auftrag im Gehorsam zu ihrem Herrn zu erfüllen. Die Fragestellungen ändern sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, der Auftrag bleibt derselbe. Ganz neu sind heute ins Blickfeld gerückt etwa die Mitarbeiterschaft in den Gemeinden in ihrer verschiedenen Ausprägung und in ihrem verschiedenartigen soziologischen Gefüge, die Soldatenseelsorge als wesentliches Stück der Männerarbeit, die diakonische Arbeit der Kirche in ihren Liebeswerken, die Oekumenische Bewegung und die missionarische Aufgabe in aller Welt, der Öffentlichkeitsauftrag der Kirche und die Beziehungen zwischen unseren Gemeinden und den Patengemeinden hinter der Mauer. Dafür treten andere Anliegen zurück. Infolgedessen werden in

den Hauptberichten der nächsten ordentlichen Bezirkssynoden einige neue Gesichtspunkte zu behandeln sein, wogegen andere verkürzt werden können oder ganz entfallen. Jedenfalls muß sich jeder Hauptbericht, auch jeder pfarramtliche Vorbericht, zu jedem vorgesehenen Punkt äußern, wenn auch in aller Kürze. Es geht nicht an, daß willkürlich eine Auswahl getroffen oder auf das vor drei Jahren Gesagte hingewiesen wird. Sonst kommt es zu keinem rechten Gespräch.

Damit es wirklich dazu komme, enthält dieser Bescheid manche akzentuierte Schärfe. Niemand möge sich verletzt fühlen; jeder möge daraus nur die Liebe spüren, die Liebe zur Kirche Christi, auch die Liebe zu unserer badischen Landeskirche und ihren Gemeinden. Die heilige, allgemeine, christliche Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen, hat irdische Gestalten und Formen, sie ist ein „Schatz in irdenen Gefäßen“. Formen und Gefäße müssen sein, damit wir an der Gemeinschaft der Heiligen teilhaben können. Sie sind notwendig. Ihre äußeren Gestalten sind nicht so wesentlich. Sie sind verschieden in den Zeiten und Völkern. Sie sind auch wandelbar, und wir haben an ihrer Wandlung mitzuarbeiten. Wichtig allein ist, daß wir in ihnen die Kirche Christi haben, Glieder an seinem Leibe sind und unter der Verheißung des Heiligen Geistes stehen.